

4. Patenschaften – Konzepte, Erwartungen und Zielsetzungen

Nachdem ich im vorherigen Kapitel den diskursiven und strukturellen Rahmen näher beleuchtet habe, widme ich mich in diesem Kapitel den Patenschaftsbeziehungen selbst. Hierfür gebe ich zunächst einen Einblick in den Stand der Mentoring- und Patenschaftsforschung. Dieser ist einerseits bedeutsam, um den methodischen und theoretischen Ansatz meiner Arbeit konkreter zu verorten. Andererseits ermöglicht er, die Konzepte, Vorstellungen und Handlungsweisen der von mir untersuchten Patenschaftsprogramme bei WG näher zu bestimmen, da der Forschungsstand ebenfalls die Arbeit von Praktiker:innen informiert. Im Feld um Mentoring und Patenschaften herrscht eine große gegenseitige Einflussnahme zwischen akademischer Forschung und Praxis vor: So basieren etwa die auf der Plattform des KiPa-Netzwerkes zur Verfügung gestellten Vorlagen auf Handlungsempfehlungen und Forschungsergebnissen des Bostoner Center for Evidence-Based Mentoring. Letztere sind wiederum durch Erfahrungswerte von Praktiker:innen geprägt. Koordinator:innen bezogen sich auch in den Austauschtreffen der Arbeitsgruppen des Netzwerkes wiederholt auf derartige Forschungsinhalte. Einige von ihnen besuchen zudem regelmäßig den European Mentoring Summit, der im Jahre 2018 von der Berliner Mentoring- und Patenschaftslandschaft ausgerichtet wurde, und sind mitunter selbst in Forschungsprojekte involviert. Auch in Interviews und Gesprächen mit mir nahmen Koordinierende wiederholt auf verschiedene theoretische Ansätze Bezug. Sinnbildhaft für die Verquickung von Wissenschaft und Praxis steht der vom KiPa-Netzwerk herausgegebene Fachbrief *Telemachos*. Dieser arbeitet aktuelle Forschungsergebnisse in kondensierter und allgemein verständlicher Form für Praktiker:innen auf, um zu deren Zugänglichkeit beizutragen. In dem Fachbrief werden regelmäßig Interviews mit renommierten Forschenden zum Thema Mentoring veröffentlicht.

Anschließend widme ich mich der Ausgestaltung der Patenschaftsbeziehung in meinem Forschungsfeld. Meine Beobachtungen im Feld, Gespräche mit Forschungspartner:innen sowie die Analyse von Materialien und Außendarstellungen von WG verwiesen auf bedeutsame Begriffe und Kategorisierungen, die Aufschluss darüber gaben, wie die Patenschaftsbeziehungen konzeptualisiert wurden. Dabei wird festzustellen sein, dass sich die im vorherigen Kapitel beschriebene Gemengelage von Migrations- und Integra-

tionsdebatten, -politiken und -vorstellungen sowie die Entwicklungen freiwilligen Engagements in den Konzepten und Praktiken der Patenschaftsprojekte bei WG niederschlug.

Ein wesentliches Merkmal und eine bedeutsame Herausforderung von Patenschaften besteht darin, dass sie sich einer klaren Definition des Verhältnisses zwischen den Parteien entziehen. Oftmals konkurrieren widerstreitende Vorstellungen von Beziehungen und Rollen, Bedürfnisse und soziokulturelle Norm- und Wertvorstellungen der Akteure miteinander. Zugleich ursächlich und symptomatisch hierfür ist die Schwierigkeit, das Patenschaftsformat in den Vermittlungs- und Begleitprozessen zu übersetzen und zu beschreiben.

Ein weiteres entscheidendes Merkmal der Patenschaftsbeziehungen ist ein grundsätzliches Spannungsverhältnis, das ich als *asymmetrische Augenhöhe* bezeichne. In Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen spielen zudem soziokulturell spezifische Ideale und Verhaltensweisen eine signifikante Rolle – sowohl in der Aushandlung der flexiblen und komplexen Rollenverhältnisse, als auch bezüglich Bestrebungen der Wissensvermittlung, die darin angelegt sind.

4.1 Forschung zu Mentoring und Patenschaften

Mentoring und Patenschaften lassen sich nicht eindeutig unterscheiden und werden häufig synonym für unterschiedliche Formen der Begleitung genutzt: die Unterstützung von Kindern und Jugendlichen durch Erwachsene in einer 1:1-Beziehung, die gegenseitige Unterstützung Jugendlicher im Peer-Mentoring, die Unterstützung von Familien durch Familienpaten oder auch Unterstützung für mehrere Kinder wie etwa bei den Lesepaten. (Jakob 2019, S. 5)

Im deutschsprachigen Raum wird sowohl *Mentoring* als auch *Patenschaft* verwendet, wobei beide Begriffe eine Vielzahl verschiedener Ansätze und Zielsetzungen versammeln, die meist nicht klar voneinander abzugrenzen sind. Der Fachbrief *Telemachos* äußert sich entsprechend: »Es gibt (noch) keine einheitlich geteilte inhaltliche Bestimmung der Begriffe, keine trennscharfen Unterscheidungen, die man allgemein voraussetzen kann.« (Schüler 2016, S. 3)

Dennoch gibt es einige Unterscheidungen, die jedoch eher tendenziellen Charakters sind: Als Mentoring werden vermehrt Ansätze bezeichnet, die sich ein konkretes Ziel für die Beziehung setzen. Auch in Universitäts- und Unternehmenskontexten wird vielfach der Begriff des Mentoring gebraucht. Patenschaften liegt hingegen häufig ein offeneres Konzept zugrunde. Der Begriff des Mentoring stellt im angelsächsischen Raum den dominanten Terminus. In den USA besteht eine lange Tradition des Mentoring, die besonders durch das Anfang des 20. Jahrhunderts etablierte Programm »Big Brothers and Big Sisters für Youngsters« an Prominenz gewann. Der Begriff Mentoring lässt sich auf Homers griechischen Mythos um Odysseus zurückführen, der seinen Sohn Telemachos – hiervon wurde auch der Name des Fachbriefes abgeleitet – in der Obhut seines

Vertrauten Mentor zurückließ, während er in den Trojanischen Krieg aufbrach.¹ In diesem Mythos liegt die Konstellation eines nicht verwandten Wegbegleiters begründet, der in einer dyadischen Beziehung seinem Schützling auf dessen Weg zum Erwachsenwerden beratend zur Seite steht. Der Begriff der Patenschaft hingegen geht auf die christliche Tradition der Taufpatenschaft zurück, die ursprünglich die christliche Sozialisation der getauften Person begleiten und sicherstellen sollte. Taufpat:innen sollten später Ansprechpersonen in Momenten biografischer Übergänge sein. Mit dem Bedeutungsverlust kirchlicher Bezüge erfuhr das Konzept der Patenschaft ebenfalls eine zunehmende Säkularisierung, behielt jedoch eine bedeutsame Rolle als biografische Begleitung von Kindern und Jugendlichen:

Während kirchliche Patenschaften an Bedeutung verlieren, erfreuen sich künstlich geschaffene, säkulare Patenschaften seit einigen Jahren einer zunehmenden Attraktivität. Gleichwohl rekurriert die Konstruktion säkularer Patenschaften in manchen Punkten auf Ideen und Strukturelemente kirchlicher Patenschaften, und es lassen sich neben Differenzen auch Parallelitäten beider Varianten herausarbeiten. (Jakob 2019, S. 8)

Diese Form der Begleitung wurde auch außerhalb christlicher Kontexte vermehrt aufgegriffen und schließlich im Bereich bürgerschaftlichen Engagements etabliert (ebd., S. 8ff.). »In der Fachdebatte wird diese bis heute nachwirkende kirchlich-religiöse Traditionslinie, die den Gebrauch des Patenschaftsbegriffs im deutschsprachigen Raum begründet, vernachlässigt.« (Ebd., S. 6)

Der Begriff der Patenschaft ist außerdem im Kontext von Geldspenden bekannt, mit denen ein Kind oder eine Familie in einem anderen Land bei der Bildung oder beim Lebensunterhalt unterstützt werden soll. Der direkte Kontakt wird in diesen Spendenprogrammen lediglich – wenn überhaupt – über Briefe und versendete Fotos gewährleistet. In seltenen Fällen gibt es die Möglichkeit, dass sich die an der Patenschaft beteiligten Parteien persönlich kennenlernen. Mit den Patenschaften, die Gegenstand meiner Forschung sind, teilen derlei Formate den Wunsch der Engagierten/Spender:innen, die eigenen Kapazitäten in eine *direkte* Form der Unterstützung für andere Personen zu übersetzen, die nicht etwa in der Finanzierung der Unterstützungsstruktur als solcher versiegt. Weiterhin gibt es auch Formate wie Lesepatenschaften, in denen themenzentrierte Unterstützungsaufgaben meist für eine größere Gruppe von Personen übernommen werden; Themenpatenschaften, in denen prominente Personen öffentlichkeitswirksam für ein bestimmtes Anliegen eintreten und dieses durch repräsentative Aufgaben unterstützen; sowie Formate wie etwa Baum- und Tierpatenschaften.

4.1.1 Mentoring- und Patenschaftsformate

Die besondere Dynamik und die verschiedenen Traditionslinien von Patenschaften und Mentoring – Bildungsmentoring, Integrationsbegleitung, Flüchtlingspatenschaft-

1 Colley (2002) bietet eine kritische Lesart dieses Mythos, in dem Mentor als verantwortungslose Bezugsperson für Telemachos erscheint und es hingegen Athene ist, die sich der Aufsicht, Begleitung und Führung Telemachos annahm.

ten – haben in den letzten beiden Jahrzehnten zur Entstehung einer enormen Vielfalt von Ansätzen und Formaten geführt. (Gesemann et al. 2020, S. 3)

Zu der Vielfalt dieser Formate zählen: *youth-initiated mentoring*, bei dem die Kinder bzw. Jugendlichen selbst ihre Pat:innen auswählen; Familienpatenschaften, bei denen eine Patin eine Beziehung zu einer Familie als Ganze eingeht²; *peer-to-peer mentoring*, bei dem beispielsweise Schüler:innen miteinander in eine Unterstützungsbeziehung gematcht werden; *natural mentoring*, welches im lebensweltlichen Kontext des Mentees stattfindet und nicht durch einen dritten, institutionellen Akteur initiiert wird; *e-mentoring*, welches sich durch digitale Kontakt-Formate auszeichnet; sowie *school- beziehungsweise community-based mentoring*, welches sich auf den Kontext, in dem die Beziehung gepflegt wird, bezieht. Immer wieder gab es in der Mentoringforschung Bestrebungen, diese Komplexität zu systematisieren und in eine Typologie zu übersetzen. Die verschiedenen Formate lassen sich etwa entlang verschiedener Parameter unterscheiden:

The final typology differentiates mentoring programmes by three overarching categories: type of mentor (older student, school staff, adult volunteer, paid adult), programme setting (school, community, online) and programme aim. The findings suggest that although mentoring programmes are heterogeneous, it is possible to group programmes into ›personal and developmental‹ and ›academic and employability‹ mentoring programmes and to differentiate between 12 overall mentoring models. (Busse/Campbell/Kipping 2018, S. 401)

Ein weiteres Forscherteam kategorisiert folgendermaßen:

Program contexts refer to the location of the meetings. Structure refers to the nature of the mentee–mentor relationship, such as one-on-one compared to group mentoring and adult-with-youth compared to cross-age peer mentoring. The goals of a program shape the activities that occur in the match, and these activities fall along a continuum from task- or skill-focused to relational and developmental in nature. We will consider issues relating to common and unique elements of mentoring programs, with specific attention to issues of infrastructure and dosage. (Karcher et al. 2006, S. 710)

Ergebnis dieser Typologisierungen sind oftmals schwer überschaubare Diagramme. Die Systematisierung der verschiedenen Formate dient dabei häufig als Grundlage, um Wirkung und Effizienz der Beziehungen näher zu untersuchen und zu verbessern: »The question of program effectiveness depends, in part, on specifying the type of program, the context, and the nature of activities and goals around which programs are organized.« (Ebd.)

Entlang der verschiedenen Voraussetzungen, Ausrichtungen und Zielsetzungen der Programme sowie der sozioökonomischen und soziokulturellen, genderspezifischen und altersbezogenen Charakteristika der beteiligten Zielgruppen siedelt sich eine Vielzahl an Schwerpunkten in der Mentoringforschung an, welche die Besonderheiten

2 Dieses Format wird aus wissenschaftlicher Perspektive besonders im Kontext der Geflüchtetenhilfe als sinnvoll erachtet (vgl. Birman/Morland 2014).

der jeweiligen Parameter sowie deren Wechselwirkungen untersuchen. Der bereits in zweiter Auflage erschienene umfangreiche Sammelband *Handbook of Youth Mentoring* (DuBois/Karcher 2014) versammelt die Schlaglichter der Mentoringforschung und ermöglicht einen umfassenden Überblick des Forschungsfeldes. Auffallend ist, dass das Gros der darin veröffentlichten Beiträge von US-amerikanischen Wissenschaftlern stammt.

Der Soziologe, Patenschaftskoordinator und Verfasser des Fachbriefes *Telemachos*, Bernd Schüler, konzentriert sich auf zwei zentrale Ausrichtungen von Patenschaftsansätzen: Auf der einen Seite steht der beziehungsorientierte Ansatz, der die Entwicklung des Patenkindes fokussiert und auf der anderen Seite der instrumentelle, zielorientierte Ansatz (Schüler 2020, S. 81f.). Während bei Ersterem (anderweitig auch als *developmental mentoring* bezeichnet) besonders die zwischenmenschliche Begegnung und Bindung sowie gegenseitige Wertschätzung im Mittelpunkt stehen, geht es beim Zweiten (auch als *instrumental mentoring* bezeichnet) um das Erreichen fix definierter Ziele (Karcher et al. 2006, S. 714f.). Die Beziehungsentwicklung ist bei Letzterem nicht oberstes Primat der Begegnung. Welches Modell zu bevorzugen ist, hängt mit den Zielgruppen und Zielsetzungen in den Mentoring- bzw. Patenschaftsbeziehungen zusammen. Ob eine beziehungs- oder zielorientierte Begegnung angestrebt wird, nimmt wiederum entscheidenden Einfluss auf die Rollen, die Pat:innen gegenüber ihren Patenkindern einnehmen können und sollen. Wie bei jedweder Kategorienbildung ist deren Nutzen jedoch vor allem analytischer Natur – in der Praxis verwischen die Grenzen oftmals. Den ausgewiesenen Mentoringforscher:innen Thomas E. Keller und Julia M. Pryce (2010, S. 34, 46) zufolge ist gerade ein Gleichgewicht zwischen beiden Ansätzen in Patenschaften besonders vielversprechend. Rollenvariabilität und -flexibilität werden dabei als besondere Charakteristika und Stärken des Formates aufgefasst und verschiedentlich untersucht (Keller/ Pryce 2010; Goldner/Mayseless 2008). Ich werde die Rollenvielfalt im folgenden Kapitel 4.2 näher hinsichtlich der Chancen und Herausforderungen für die Beteiligten ausleuchten.

Ursprünge und Verbreitung in den USA und in Europa

Wie bereits dargelegt, liegt der Ursprung von Mentoring in den USA und wurde dort seit Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert. Mit dem Center for Evidence-Based Mentoring in Boston, welches 2012 gegründet wurde, befindet sich dort der weltweit größte Forschungsstandort zum Thema Mentoring. Das Forschungszentrum trägt den Untertitel »Putting Research into Action«, was dessen anwendungsorientierte Ausrichtung veranschaulicht: »Our mission is to drive evidence-based innovation that advances mentoring practice and helps to bridge gaps in mental health care among young people, particularly in marginalized communities.« (Center for Evidence-Based Mentoring) Die Gründung des Forschungszentrums wurde vom US-Dachverband MENTOR, einer der größten Nichtregierungsorganisationen mit einem Schwerpunkt auf der Vermittlung von Mentoringbeziehungen, ermöglicht. Das Bostoner Forschungszentrum ist an das Institut für Psychologie der University of Massachusetts Boston angegliedert. Entsprechend sind die Forschungs- und Lehrschwerpunkte überwiegend im Bereich der Klinischen Psychologie und der Gemeindepsychologie angesiedelt. Neben Forschungsaktivitäten

bietet das Zentrum auch Kurse für Mentor:innen an, z.B. »Mentoring for Youth Mental Health« sowie zum Themenbereich des therapeutischen Mentorings.

In Europa wurde im Jahr 2016 mit dem European Center for Evidence-Based Mentoring in Leeuwarden, Niederlande – als Graswurzelbewegung, wie es auf dessen Internetseite dargestellt wird – das Pendant zu dem Forschungszentrum in Boston gegründet. Im Jahr 2021 benannte sich das Zentrum in Mentoring Europe um. Der Hintergrund der Umbenennung war, den Schwerpunkt der Arbeit nicht nur auf evidenzgestützte Forschung legen zu wollen, sondern zugleich ein Netzwerk von Praktiker:innen und Wissenschaftler:innen zum Wissens- und Erfahrungsaustausch zu etablieren, in dem gemeinsame Qualitätsstandards erarbeitet werden. Auch hier ist also die Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis zentral. Daneben versteht sich die europäische Mentoring-Gemeinschaft als Sprachrohr und Anwaltschaft gegenüber politischen Entscheidungsträgern:

Our specific aim is to make mentoring a social mechanism that is explicitly mentioned in legislation so that local and international mentoring programmes can have a better work environment to fulfil their goals, whether it be through more financing or being recognised as an alternative to traditional education. (Mentoring Europe)

Damit wird deutlich, dass die in Kapitel 3.2 dargestellte prekäre Finanzierungslage von Patenschaftsprogrammen in Deutschland, die in den meisten Fällen keine oder nur eine unzureichende Regelfinanzierung erhält, zu großen Teilen auch für die Patenschafts- und Mentoringlandschaft in Europa zutrifft. Das KiPa-Netzwerk sowie der Bundesverband Soziales Mentoring, die 2022 ehrenamtlich gegründete Dachorganisation für Mentoring in Deutschland, sind Mitglieder von Mentoring Europe. Die engen Bezüge zwischen dem Forschungsstandort Boston und der europäischen Mentoringlandschaft werden unter anderem daran deutlich, dass Jean Rhodes, Direktorin des Center for Evidence-Based Mentoring, Mitglied des Forschungsgremiums von Mentoring Europe ist. Zweijährlich richtet Mentoring Europe den European Mentoring Summit aus, der Akteure aus Politik, Wissenschaft und Praxis zusammenbringt. Auch diese Konferenz pflegt den interkontinentalen Forschungs- und Praxisaustausch. Die lang etablierte US-amerikanische Mentoringforschung tritt dabei immer wieder als wegweisendes Vorbild für die Forschung und Praxis in Europa und Deutschland auf, auch außerhalb von Konferenzen: Die Psychologin Janis Kupersmidt, eine der Verfasserinnen der in Boston entwickelten *Elements of Effective Practice for Mentoring*, konzipierte ein Verfahren, das Koordinator:innen von Patenschaftsprojekten bei der Überprüfung und Weiterentwicklung der Qualität ihrer Arbeit begleitet. Sie führte im Rahmen eines Workshops, der von der »Aktion zusammen wachsen« finanziell gefördert wurde, bei einzelnen Berliner Patenschaftsprojekten eine Überprüfung der Qualitätsmerkmale durch.

Trotz enger Bezüge zwischen Forschung und Praxis weisen die Hintergründe, vor denen sich Mentoring und Patenschaften in den USA und Europa entwickelten, signifikante Unterschiede auf, die sowohl für die Zielgruppen als auch für die Umsetzungen der Programme maßgeblich sind. Zwei Psycholog:innen des Center for Evidence-Based Mentoring, Justin M. Preston und Jean E. Rhodes, sowie der spanische Soziologe und Mentoring-Praktiker Óscar Prieto-Flores verglichen in ihrem gemeinsamen Artikel *Men-*

toring in Context (2019) Programme in den USA und Europa hinsichtlich ihrer Ursprünge, Zielgruppen und Schwerpunkte. In den USA war die Ausbildung von Mentoringformaten demnach stark mit der in den 1970er Jahren zunehmend absteigenden Mittelklasse sowie sozialer Ungleichheit und Kindesarmut verbunden, denen man etwas entgegenzusetzen wollte. Es waren vorrangig Themen wie die wirtschaftliche Benachteiligung einzelner (zunächst vorrangig weißer) Gruppen und deren gesamtgesellschaftliche Folgen, die den Aufschwung der Begegnungsformate vorantrieben. Viele Programme verharrten dabei jedoch in der Logik individueller Handlungsmacht, die strukturellen Komponenten – etwa Rassismus oder sozialer Ungleichheit – nicht genügend Aufmerksamkeit beimaß (ebd., S. 901f.). In Europa hingegen steht die zunehmende Zahl an Patenschafts- und Mentoringprogrammen vor allem mit Vorstellungen von Migrations- und Integrationsprozessen in Zusammenhang, die für den deutschen Kontext in Kapitel 3.1 ausführlich dargelegt wurden:

In contrast to the United States where poverty and inequality were the impetus, European expansion of mentoring programs appeared to stem from anxiety and concerns around the influx of immigrants into countries where the acquisition of the official language(s) and culture are perceived as a pathway to citizenship. (Ebd., S. 902)

Entsprechend seien jene europäischen Länder mit den höchsten Einwanderungszahlen auch diejenigen, die Mentoring und Patenschaften am stärksten etablierten. Eines der ersten Mentoringprogramme in Europa, das die Integration migrantischer Kinder fokussierte, war das 1997 in Schweden lancierte Programm »Nightingale« (ebd., S. 902).

Während in den USA also allgemein die gefährdete Jugend (engl. *at-risk youth*) anvisiert wurde, tendierten europäische Programme weitaus häufiger dazu, dezidiert migrantisierte und geflüchtete Akteure als Zielgruppe festzuschreiben.³ Im Vergleich zu den USA steht in Europa dementsprechend die Thematik um Multikulturalismus stärker im Zentrum der Begegnungen. Mentoring- und Patenschaftsansätze werden in Europa folglich insbesondere als Werkzeug gefasst, mit dessen Hilfe soziale Integration gefördert werden soll:

In this context, programs have been developed or funded through a variety of government departments, emphasizing migration and refugees among the most common entities. European programs in our sample placed significantly more emphasis on language acquisition, highlighting the interplay between language, culture, and national identity in determining who »belongs« in that society. (Ebd., S. 910)

Die Mehrzahl der Programme ist auch im deutschsprachigen Raum im Bildungsbereich und in der Migrations- und Geflüchtetenarbeit angesiedelt und soll Bildungsungleichheiten entgegenwirken sowie Partizipationschancen eröffnen.⁴ Mit der »Aktion zusam-

3 Trotz zahlenmäßig starken Migrationsdynamiken in den USA unterstreichen die Autor:innen, dass dort migrantisierte und geflüchtete Akteure nur selten als Zielgruppen definiert wurden (Preston/Prieto-Flores/Rhodes 2019, S. 909).

4 Gisela Jakob und Bernd Schüler veröffentlichten mit ihrer Herausgeberschaft *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche* (2023b) erstmals ein Sammelwerk, das überwiegend Forschun-

men wachsen« tritt seit 2008 der Staat als bedeutsamer Akteur auf der Bühne der Mentoring- und Patenschaftslandschaft in Deutschland in Erscheinung und versammelt unterschiedliche Programme und Projekte, die sich der Bildungsungleichheit von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ widmen. 2016 folgte die Initiative »Menschen stärken Menschen« des Bundesfamilienministerium, die sich vor dem Hintergrund des ›Somers des Willkommens‹ dezidiert Tandemprogrammen für Menschen mit Fluchterfahrung widmet und damit zu deren Integration beizutragen versucht. Auch die Patenschaftsprogramme bei WG illustrieren den in der Studie ermittelten Schwerpunkt auf sozialer Inklusion migrantisierter und geflüchteter Akteure in der europäischen Mentoringlandschaft.

4.1.2 Evidenzbasierte Wirkungsmessung

Mentoring und Patenschaften können je nach Perspektive, Programmausrichtung und Zielgruppe unterschiedliche Wirkungen erzielen. Ein Großteil der Mentoringforschung – besonders jene aus den USA stammende – ist quantitativ, psychologisch ausgerichtet und widmet sich Fragen der Wirkung und Effektivität von Mentoringbeziehungen in Abhängigkeit von den oben benannten Parametern. Da entsprechende Studien ein kaum zu überblickendes Ausmaß angenommen haben, wurden wiederum aufwendige Meta-Analysen durchgeführt, die die Ergebnisse zusammenführen (z.B. DuBois et al. 2011).⁵ In Deutschland wurden entsprechende Studien über die Effekte von Mentoring und Patenschaften häufig in Form von (hauseigenen) Programmevaluationen realisiert und illustrieren damit einmal mehr die enge Verschränkung von Forschung und Praxis. Stellvertretend hierfür sind etwa die Studien der Psychologin und Sozialpädagogin Hildegard Müller-Kohlenberg zu dem wohl größten und bekanntesten Patenschaftsprogramm »Balu und Du« in Deutschland zu nennen, an dessen Gründung sie im Jahr 2002 selbst beteiligt war (Müller-Kohlenberg 2018), sowie die Monografie von Hannah Schott-Leser, die als Erziehungswissenschaftlerin zunächst ein Mentoringprogramm für Jugendliche in komplexen Problemlagen mitentwarf, das sie anschließend untersuchte (Schott-Leser 2018).

Bernd Schüler fasst in seinem zuvor bereits zitierten Beitrag *Jenseits von Enthusiasmus und Ernüchterung* (2020) zentrale Forschungsrichtungen und -ergebnisse anschaulich zusammen und hebt hervor: »Je nachdem erscheint Mentoring dann eher als Maßnahme der Bildung, der Familienhilfe, der Gesundheitsprävention, der Wertvermittlung, der Teilhabe, des Übergangsmanagements, der Gemeinwesenarbeit, der Sozialpolitik, der Machtausübung etc.« (Ebd., S. 79) Die verschiedenen Wirkungsdimensionen beziehen sich dabei überwiegend auf die Mentees und deren emotionale, kognitive und soziale

gen und Praxisansätze aus dem deutschsprachigen Raum zusammenführt. In ihrer Einleitung bieten sie einen Überblick zu der Entwicklung und den Hintergründen von Patenschaften und Mentoring in Deutschland, hiesigen Forschungen sowie bisherigen Forschungslücken (Jakob/Schüler 2023a). Der Sammelband war ebenfalls getragen von dem Anspruch, Erkenntnisse aus der Wissenschaft in die Praxis zu überführen. Die beitragenden Autor:innen waren entsprechend angehalten, ihre Beiträge mit Handlungsempfehlungen für Praktiker:innen zu versehen.

- 5 Die begrenzte Aussagefähigkeit von (Meta-)Studien zur Wirksamkeitsmessung betrachtet etwa die Psychologin Tina Braun (2023).

Entwicklung. Mentoring könne, so Schüler, bei umweltbedingten Risikolagen und auch bei individuellen Problematiken sowohl präventiv als auch kompensatorisch helfen – und das selbst bei drastischen Herausforderungen wie etwa der Unterbringung im Heim, bei kriminellem Verhalten sowie Elternteilen, die inhaftiert sind. Zudem erweiterten Patenschaften die sozialen Netzwerke der Kinder, was sich besonders bei der Zielgruppe geflüchteter oder migrierter Familien bemerkbar mache.⁶ Das Format weise dabei auch einen Langzeiteffekt auf. Das heißt, dass eine Mentoringbeziehung auch Jahre später noch einen Effekt im Leben des Mentees zeitigen kann (ebd., S. 85ff.). Ein solcher Langzeiteffekt wurde etwa in einer großangelegten randomisierten, kontrollierten Langzeitstudie untersucht (Kosse et al. 2020). Zunehmend werden aber auch Wirkungen bei den Mentor:innen untersucht, bei denen u.a. Effekte hinsichtlich ihres Selbstwirksamkeitserlebens, ihres politischen Bewusstseins, ihres Empathievermögens und Problemlösungsstrategien festgestellt wurden (Schüler 2020, S. 88). Bezogen auf das Potenzial zivilgesellschaftlichen Engagements seien neben positiven Effekten auf individueller Ebene auch gesamtgesellschaftliche Wirkungen zu verzeichnen, da persönliche Beziehungen über sozioökonomische und -kulturelle Grenzen hinweg entscheidend zum Zusammenhalt der Gesellschaft als Ganzes beitragen:

Auch wenn sich die Funktionen und Tätigkeitsfelder überschneiden, gehören alle Patenschafts- und Mentoringprojekte [in Deutschland] zum Kernbereich des bürgerschaftlichen Engagements: Freiwillig Engagierte schenken ihre Erfahrungen, Zuwendung und Zeit Menschen mit einem besonderen Bedarf an Kontakt und Unterstützung. Diese Angebote bilden das Herzstück einer aktiven, durch persönliche Beziehungen gefestigten Bürgergesellschaft. Sie können eine bürgernahe und interkulturell ausgerichtete Verwaltung oder gar strukturelle Reformen im Bildungssystem nicht ersetzen, aber zum Brückenbau zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft beitragen, den sozialen Zusammenhalt fördern, strukturelle Barrieren im Umgang mit Behörden und Einrichtungen abbauen sowie eine aktivierende, motivierende und unterstützende Wirkung haben. (Gesemann et al. 2020, S. 7f.)

Um die Effektivität von Mentoringformaten zu optimieren, wurden – initiiert von MENTOR und umgesetzt mit Wissenschaftler:innen des Bostoner Forschungsinstituts – Gelingenskriterien in Form eines Handbuchs aufgestellt: den *Elements of Effective Practice for Mentoring*. Das frei zugängliche, fast 100-Seiten starke Dokument umfasst entlang den Kategorien *recruitment, screening, training, matching and initiating, monitoring and support* sowie *closure* Handlungsanweisungen für die verschiedenen Stadien einer Mentoringbeziehung und -begleitung sowie allgemeinere Kriterien für den Programmaufbau und das Management (Garringer et al. 2015). Das Gros der festgehaltenen Kriterien bezieht sich darauf, »bestimmte Formen und die Regelmäßigkeit von Aktivitäten zu ermöglichen und die daraus resultierenden Prozesse kontinuierlich zu begleiten« (Schüler 2020,

6 Die Herausforderungen, Gelingensbedingungen und Wirkungen, die Freiwillige (und Mentees) Patenschaften mit Geflüchteten zuschrieben, fasst der Politikwissenschaftler Frank Gesemann (2023) auf der Grundlage einer Wirkungsanalyse zusammen, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zu dem Projekt »Menschen stärken Menschen« durchgeführt wurde (vgl. Röbbke 2023).

S. 91). Dieses Dokument wurde vom Berliner KiPa-Netzwerk aufbereitet und auf seine Anwendbarkeit für den deutschen Kontext befragt (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018).

Forschungen über Wirkungsmessung implizieren meist die Notwendigkeit, ein konkretes Ergebnis der Beziehung sicherzustellen. Doch welche Annahme über die Sinnhaftigkeit zwischenmenschlicher Begegnung steckt dahinter? Ist nicht die Begegnung selbst von Bedeutung? Kritisch fragt Bernd Schüler angesichts der Vielzahl an Wirksamkeitsforschungen, die mitunter auch widersprüchliche oder enttäuschende Ergebnisse hinsichtlich der erwünschten und erzielten Effekte liefern: »Haben Mentoring-Beziehungen in jedem Fall eine individuell zurechenbare Leistung zu erbringen – oder stellen sie nicht schon einen besonderen Wert an sich dar, wenn sie ein Miteinander stiften?« (Schüler 2020, S. 80)

4.1.3 Qualitative Forschung und kritische Stimmen

Signifikante Kritik zum Format des Mentorings kommt von der Psychologin Jean E. Rhodes. In ihrem Buch *Older and Wiser* (2020) resümiert die Direktorin des Center for Evidence-Based Mentoring in Boston, dass es nur wenige Belege dafür gebe, dass selbst die etabliertesten Mentoring-Programme effektiv seien. Die zwischenmenschliche Nahbeziehung (das von ihr bevorzugte Freundschaftsmodell), welche die meisten Programme favorisierten, würde nicht die Bedürfnisse der Mentees erfüllen können. Einerseits seien die Laien-Mentor:innen dafür schlicht nicht ausgebildet, andererseits würde den diversen Hintergründen der Mentees ebenso wenig wie den strukturellen und individuellen Herausforderungen, mit denen diese konfrontiert sind, genügend Rechnung getragen. Sie schlägt eine stärkere und zielgerichtete Semiprofessionalisierung der Mentor:innen vor.

Nach wie vor völlig unterrepräsentiert im weiten Feld der Mentoringforschung sind qualitative Forschungen, die jenseits von Fragen nach Wirkung und Effizienz von Mentoring- und Patenschaftsformaten die dabei entstehenden Beziehungen fokussieren. So kritisiert etwa der österreichische Sozialwissenschaftler mit Schwerpunkt in der Sozialpädagogik und Sozialarbeit, Eberhard Raithelhuber, den quantitativen Forschungsbias der Mentoringforschung folgendermaßen:

One can say that, up to now, research has been conducted mainly within the perspective of mentoring as a knowledge object, as a sort of entity which can be scrutinized, measured, and evaluated. Roughly described, this line of research generally follows a positivistic and evidence-based approach, often driven by individualistic psychological perspectives and theories. [...] To put it in the starkest possible terms, though most studies strive for evidence-based knowledge on mentoring, from a qualitative research paradigm we have insufficient evidence on how mentoring takes place and what is constructed in mentoring. (Raithelhuber 2018, S. 257f.)

Seine Forderung lautet: »research should be carried out from within or inside of a mentoring program« (ebd., S. 258). Dabei sollte gleichsam den organisatorischen wie politischen Dimensionen, welche die Programme prägen, Rechnung getragen werden:

»[R]esearch should address equally all constitutive elements of social mentoring, i.e. the three ›Ps‹: personal relationships, programmes, and policies.« (Raithelhuber 2023b, S. 8) Mit diesem Anspruch widmete sich Raithelhuber gemeinsam mit einem Team von vier weiteren Forscher:innen zunächst vor allem den organisatorischen Aspekten eines österreichischen Mentoringprogramms für unbegleitete minderjährige Geflüchtete. Mittels teilnehmender Beobachtung fokussierte das Team dabei die Prozesse der Vorbereitung und Ausbildung zukünftiger Pat:innen. Sie arbeiteten heraus, welche Kategorien von Pat:innen und Patenkindern dabei entworfen wurden und wie die Freiwilligen unter Rückgriff auf welche Rollenverhältnisse die Problemlagen der Jugendlichen bearbeiten konnten und sollten (Raithelhuber 2018). In einem weiteren Schritt organisierte das Team Fokusinterviews mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten, die mindestens zwei Monate in einer Patenschaft waren. Die Ergebnisse heben hervor, dass die Jugendlichen ihre Patenschaft allesamt sehr positiv wahrnahmen und hierdurch Gefühle von Zugehörigkeit und Unterstützung, sozialer Inklusion und Teilhabe sowie ein gesteigertes Wohlbefinden und neue Handlungsräume erfuhren. Diese Effekte müssten jedoch, so der Autor, unbedingt vor dem Hintergrund der extremen Exklusion und strukturellen Diskriminierung betrachtet werden, welche die Zielgruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in Österreich erlebt (Raithelhuber 2021, S. 259ff.).

Die Erziehungswissenschaftlerin Hannah Schott-Leser widmet sich in ihrer Dissertation *Ehrenamt im Kontext von Flucht und Marginalisierung. Eine Untersuchung pädagogischer Laientätigkeit auf Basis von Patenschaftsbeziehungen mit Jugendlichen in prekären Lebenslagen* (2018) mittels objektiv-hermeneutischer Einzelfallrekonstruktionen den komplexen Beziehungsdynamiken in Mentoringverhältnissen. Hinsichtlich des Ausmaßes quantitativ ausgerichteter Studien stellt auch sie fest:

Was immer wieder explizit oder implizit sichtbar wird, ist daher der Bedarf an vertiefenden bzw. verstehenden Forschungszugängen, die einzelne Aspekte wie etwa das Beziehungsgeschehen oder die Beziehungsintensität aufgreifen können und analytisch in den Blick nehmen. (Ebd., S. 37)

Damit grenzt sie sich dezidiert von repräsentativen Ansprüchen ab, die quantitative Forschungen vielfach begleiten. Wie erwähnt, ist sie selbst Mitbegründerin des von ihr später untersuchten Forschungsprojektes zu Patenschaften mit marginalisierten Jugendlichen. Mittels begleitenden Praxisreflexionen wurde in dem Projekt ein Austauschformat geschaffen, das den Beteiligten durch eine Form der Supervision jene latenten Aspekte ihrer Beziehungen vor Augen führen sollte, die sich bis dato überwiegend ihrem Bewusstsein entzogen. Das psychoanalytische Konzept der Übertragung und Gegenübertragung bzw. Reinszenierung⁷, das besonders bei traumatisierten Menschen eine un-

7 In einem Interview im Fachbrief *Telemachos* erklärt die Autorin das Konzept folgendermaßen: »Traumatische biographische Konstellationen werden in aktuellen Beziehungen reaktiviert. Die traumatisierte Person schafft sich sozusagen unbewusst Bedingungen, die an die traumatische Ursprungssituation erinnern bzw. diese wiederholen. In der psychoanalytischen Literatur wird die Reinszenierung unter anderem als ein Versuch der Traumabewältigung gedeutet. Die/der Betroffene verbindet damit die unbewusste Hoffnung, die traumatische Konstellation möge anders, besser ausgehen. Doch dagegen steht der Mechanismus der Übertragung bzw. der Gegenübertra-

geahnte Schlagkraft entwickeln kann, wird in der Monografie herangezogen, um sich dem Gelingen bzw. Scheitern der Beziehungen analytisch zu nähern. Neben den Praxis-reflexionen führte Schott-Leser umfassende narrative Interviews mit den an der Mentoringbeziehung beteiligten Akteuren. Ihre Aufforderung an die Praxis lautet, das laienhafte Hilfeverständnis von nicht professionellen Mentor:innen durch eine professionelle externe Supervision, die verpflichtend und zeitnah stattfindet, zu stützen und abzusichern. Damit soll jenen unbewussten Mechanismen der Übertragung, die sich schädigend auf die Mentoringbeziehung sowie die an dieser beteiligten Akteure auswirken kann, begegnet und das pädagogische Potenzial der Beziehung ausgeschöpft werden (Schott-Leser 2019, S. 9). Schott-Leser argumentiert ebenfalls für eine verstärkte und zielgerichtete Semi-Professionalisierung von Pat:innen, welche die positiven Effekte bei den Patenkindern sicherstellen soll:

Damit unterscheidet sich die Mentorenbeziehung von der persönlichen Beziehung als einer solchen, welche die Arbeit an einer Sache zum gemeinsamen Bezugspunkt hat. Sie rückt als Lernbeziehung in die Nähe der pädagogischen Beziehung, die sich in allen Bereichen durch genau diese Eigenschaft charakterisieren lässt. Während dabei Patenschaftsprojekte vorliegen, die explizite und klar umrissene Lernziele formulieren, gibt es solche – wie sie für den psychosozialen Bereich nicht ungewöhnlich sind – mit offenerem Auftrag, der erst individuell verstanden und ausgehandelt werden muss. Hier gilt dann zunächst als übergeordneter Auftrag, dass die teilnehmenden Kinder und Jugendlichen in der Beziehung mit dem Mentor unterstützende Beziehungserfahrungen machen sollen. Die Beziehung gerät aber konzeptuell auch hier nicht zum Selbstzweck sondern ist zu füllen, indem sie die Unterstützung von Entwicklung (im Sinne des Coachings, Ratgebens und der Förderung) der Mentees (oder in der negativen Formulierung die Kompensation oder Prävention als gemeinsame Sache) im Kern der Mentoringbeziehung steht. (Schott-Leser 2018, S. 52f.)

Die Autorin konstatiert in diesem Zusammenhang eine regelrechte Gefahr, »als Beziehung im Selbstzweck zu verbleiben« (ebd., S. 53).

Eine weitere qualitative Studie liegt von der Sozialpädagogin Helen Colley mit der Monografie *Mentoring for Social Inclusion – A Critical Approach to Nurturing Mentor Relationships* (2003) aus England vor. Diese Forschung ist eine der kritischsten, denen ich in meiner Recherche begegnet bin. In ihrer Studie widmet sich die Autorin einem Format, das sie als *engagement mentoring* bezeichnet und welches sich unter Premierminister Tony Blair benachteiligten jungen Erwachsenen widmete. Das Ziel des von ihr untersuchten Programms war, die arbeitslosen Mentees binnen 13 Wochen in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Sie selbst war bei einer der Schulen, die das Projekt implementierten, zuvor als Berufsberaterin angestellt, wodurch auch ihre Forschung eine interessante Verquickung von Wissenschaft und Praxis darstellt. Einer der Kritikpunkte von Colley an der bis dato beinahe ausschließlich psychologisch-individuumszentrierten und überwiegend unkritischen Mentoringforschung lautet, dass diese zumeist den größeren gesellschaftlichen

gung, der [...] bewirkt, dass alte Gefühle, Affekte, Erwartungen, Wünsche usw. unbewusst nicht nur auf neue Beziehungen übertragen, sondern auch vom Gegenüber angeeignet werden.« (Schott-Leser 2019, S. 5)

Kontext und – in ihrem Fall von besonderer Relevanz – die aktuelle Sozialpolitik außen vor lasse (Colley 2016, S. 6f.). Letztere wirke sich jedoch unmittelbar auf die Programmrichtlinien und Zielvorgaben aus und damit auch auf die sich etablierenden Beziehungen zwischen den Mentor:innen und Mentees:

Die Ziele und der Zeitrahmen des Mentorings wurden von der Politik und den Programm-Managern diktiert – und nicht von den Beteiligten in der Mentoring-Beziehung ausgehandelt. Es ging nicht um die Bedürfnisse und Wünsche des Jugendlichen, sondern um die Ziele der Regierung selbst. Sie wollte die Jugendarbeitslosigkeit sichtbar senken. (Ebd., S. 5)

Der Teilnahme am Projekt war zudem ein Zwang eingeschrieben, da den Mentees etwa die Sozialsicherung gekürzt werden konnte, wenn sie sich den Beziehungen verweigerten. Weiterhin stellt Colley fest, dass das Projekt den komplexen, teilweise gravierenden psychologischen Herausforderungen und soziostrukturellen Benachteiligungen, mit denen die jugendliche Zielgruppe vielfach konfrontiert war, keine oder nicht ausreichend Beachtung beimaß:

Der Fokus lag ausschließlich auf der »Reparatur« der jungen Person und darauf, sie von der Liste der Arbeitslosen streichen zu können – aber nicht, ihre sehr realen sozialen und wirtschaftlichen Hindernisse anzugehen, die sie ursprünglich einmal marginalisiert hatten. (Ebd.)

Das führte dazu, dass die Mentor:innen, selbst noch im Studium, ebenfalls nicht darauf vorbereitet wurden. Die Autorin zeigt auf, wie strukturelle Problemlagen auf individuelle Attribute der Zielgruppe reduziert wurden.⁸ Die dem Mentee zugeschriebenen Defizite, »seine Einstellungen, Werte und Glaubenssätze« (ebd., S. 8), sollten entsprechend den Vorgaben der Regierung optimiert beziehungsweise behoben werden. Dabei wurde jedoch, so ein zentrales Ergebnis der auf Fallstudien beruhenden Forschung, welche die vielfach unterrepräsentierte Perspektive der Mentees einfing, deren Handlungsmacht im Geschehen unterschätzt. Die Jugendlichen entpuppten sich nicht als passive Empfänger:innen der Hilfeangebote ihrer Mentor:innen, sondern vermochten vielmehr, die sich entwickelnden Beziehungen – auch entgegen den Intentionen des Programms sowie ihrer Helfenden – für sich zu nutzen und zu gestalten:

Young mentees exercised power proactively as they shaped the agendas of their mentoring sessions, sought support for their self-determined goals from their mentors, and resisted the institutional goals of the New Beginnings scheme when these were unwelcome. It would be wrong to represent them as initially disempowered, awaiting empowerment from their mentors. Moreover, as they exercised agency, young people were able to obtain valued and valuable benefits from their mentor relationships, even

8 Der Individualisierung und Perpetuierung struktureller Problemlagen widmet sich auch die qualitative Studie der Soziologin Jule-Marie Lorenzen (2017) anhand von Mentoring am Übergang von Schule und Ausbildung oder Studium.

where these conflicted with the expectations of New Beginnings and produced some negative practical consequences as well. (Colley 2003, S. 140f.)

In logischer Konsequenz waren Mentor:innen nicht die alleinig Machtausübenden, sondern befanden sich ebenfalls in vulnerablen Positionen und Zwängen, besonders angesichts der von den Programmen vorgegebenen Praktiken und Zielvorgaben, denen gegenüber sie Rechenschaft leisten mussten. All dies müsse, so die Autorin, vor dem Hintergrund der nationalen Sozialpolitik eingeordnet werden. In diesen Zusammenhängen wird die angestrebte Ermächtigung der Zielgruppe als *impossible fiction* erkennbar (ebd., S. 141ff.).

Helen Colley verwendet hinsichtlich der Komplexität des Machtgefüges in Mentoringbeziehungen und der Vulnerabilität von Mentor:innen ein Konzept, das ich bereits als zentral für meine Arbeit vorgestellt habe: Mit dem Begriff der *emotion labour* nach Arlie R. Hochschild rahmt Colley die Prozesse, in denen Akteure sich bemühen, Gefühle zu erzeugen, zu unterdrücken oder zu verstärken, um ihren vorgesehenen Rollen als Mentor:innen gerecht zu werden:

In the globalized economy at the turn of the millennium, the reproduction of labour has become a matter of enlisting not only bodies, but also hearts and minds. Our very selves become dehumanized as human capital. In mentoring, the greatest contradiction is that this brutal commodification of the self is cloaked in the guise of human relationships based on warmth and compassion. (Ebd., S. 152)

Colley unterstreicht diesbezüglich, dass die entsprechenden Rollen der Mentorinnen tief in der patriarchalen Vorstellung eines genderspezifischen Habitus' verankert sind:

[T]he highly gendered allocation of emotion work is linked to the subordinate and oppressed status of women in our society. This means that it usually goes unrecognized within caring roles. It tends to be undervalued, making it difficult to provide adequate training and support mechanisms, since complex skills are interpreted merely as dispositions that are supposed to »come naturally« to women. Of course, men in such roles are also affected in their day-to-day practice by these assumptions. (Ebd., S. 178)

Vor diesem Hintergrund ruft Colley (ebd., S. 178) zu mehr qualitativer Forschung auf, welche die Emotionsarbeit von Mentor:innen in den Blick nimmt. Ich hoffe, mit meiner Arbeit zu eben dieser Forschungslücke einen Beitrag zu leisten, indem ich die Prozesse der Emotionsarbeit und Affektbewältigung empirisch ausleuchte. Weiterhin fordert Helen Colley Reflexionsformate – nicht unähnlich der Fokus- und Reflexionsgruppe, die ich in meiner Forschung anleitete: »Those involved in mentoring need to set aside time to reflect on what is happening in mentor relationships and in the settings which create them. Such reflection may be more effective if it is undertaken as a collective process within support networks [...].« (Ebd., S. 173)

Ich habe im vorangegangenen Kapitel die enge Verquickung der prekären sozialstaatlichen Versorgungslage in Deutschland mit der Förderung und damit einhergehenden Einhegung zivilgesellschaftlicher Strukturen sowie einer moralischen Anrufungs-

praxis an Bürger:innen dargestellt. Die Soziologin Helen Colley zeichnet mit ihrer Monografie ein damit vergleichbares Bild in Großbritannien, indem sie anschaulich die Zusammenhänge zwischen Makro-, Meso- und Mikroebene herausarbeitet. In ihrer Studie beschreibt sie, wie sich die kapitalistische Effizienzlogik auf die Ansprüche von Programmen und Ehrenamtlichen an die Tätigkeiten sowie die zu etablierenden Beziehungen überträgt. Dabei treten in Colleys Forschung sowohl Mentees als auch Mentor:innen als die Leidtragenden in Erscheinung. Die Autorin schließt mit einem Appell, weniger Forschung darüber durchzuführen, was wirkt, und was sich als besonders effizient erweist, sondern was in den untersuchten Beziehungen auf zwischenmenschlicher Ebene tatsächlich passiert. Obwohl in den vergangenen Jahren die kritischen Stimmen gegenüber Mentoring lauter geworden sind und sich die Forschungslandschaft hinsichtlich der Methoden und Erkenntnisinteressen weiter ausdifferenziert hat, erscheint die evidenzbasierte und psychologische Wirksamkeitsforschung nach wie vor als Hauptakteur. Die *Elements of Effective Practice for Mentoring* bleiben auf beiden Seiten des Atlantiks ein bedeutender Maßstab in der Arbeit von Praktiker:innen. Sie bilden die Grundlage, auf der das KiPa-Netzwerk den Leitfaden für Patenschaften erstellt hat. Als besonders überzeugend wird bezüglich dieses Orientierungsratgebers stets das wissenschaftliche Vorgehen der zugrundeliegenden Studien hervorgehoben:

Dass die US-amerikanischen Standards *Elements of Effective Practice of Mentoring*TM [...] besonders sorgfältig und fundiert sind, hängt mit dem Vorgehen bei ihrer Ausarbeitung zusammen. Vorbild dafür war den Ansatz der evidenzbasierten Medizin: Nur Empfehlungen für Praktiken, die in unabhängigen wissenschaftlichen Studien nachweisbar mit positiven Effekten verbunden waren, wurden in den Leitfaden aufgenommen. (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018, S. 5)

Ein solcher methodischer Ansatz sei weniger anfällig für externe Einflussfaktoren:

Weder allgemeine Ideologien noch individuelle Intuitionen sollen darüber bestimmen, was in der Praxis am besten wirkt und richtig ist, sondern belastbare, objektivierte Informationen, die die zentralen Faktoren und Wirkungen identifizieren. (Ebd., S. 17)

In dem Dokument *Qualität von Patenschafts- und Mentoringprogrammen einschätzen und entwickeln*, das die *Elements of Effective Practice for Mentoring* für den deutschsprachigen Raum niedrigschwellig erschließen soll, wird neben der Bedeutung objektivierbarer Ergebnisse jedoch auch kritisch angemerkt, dass etwa die Qualität von Patenschaften lediglich an der Effektivität der Beziehung und an der Sicherheit der Mentees bestimmt wird. »Das bedeutet: Es geht zum Beispiel nicht darum, etwa ob die Beteiligten mit dem Mentoring selbst zufrieden sind, sich dabei wohlfühlen und ihre Erfahrung anderen weiterempfehlen würden.« (Ebd.; vgl. Schüler 2023, S. 196) In diesem Sinne werde das jeweils zugrunde liegende Verständnis von Qualität als normatives Konstrukt erkennbar (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018, S. 18). Weiterhin würde den positiven Effekten, die Patenschaften auch bei den Pat:innen auslösen können, keine Beachtung gezollt. Diese Einseitigkeit problematisieren die Autor:innen besonders mit Hinblick auf das Feld der

Integrationsarbeit, in dem die große Anzahl der Patenschaftsprogramme in Deutschland zu verorten ist (ebd., S. 20).

Der Nachweis von Wirkung und Effizienz stellt jedoch nach wie vor ein entscheidendes Attribut in der Fördermittelakquise dar, wie die Rolle von Agenturen wie Phineo illustriert. In einem Expertinneninterview, das ich mit einer Koordinatorin eines Berliner Patenschaftsprojektes im November 2019 führte, wurde die große Frustration und Ernüchterung deutlich, welche die studierte Soziologin hinsichtlich der aktuellen Mentoringpraxis und -forschung erlebte. In unserem Gespräch beschrieb sie den Zusammenhang zwischen Mentoringforschung, Finanzierungsstrategien und Programmausrichtung wie folgt:

Letztlich geht's ja viel bei Forschung auch [darum] Argumente zu finden für Finanzierungsquellen, was ja ein permanentes Thema ist an den meisten Stellen. Dann ist es natürlich schön zu sagen, unser Projekt integriert die anderen – *whoever that is* – oder wir helfen Kindern. Also das sind ja die ganz großen Dinge, die da bedient werden. (Interview 07.11.2019)

Laut meiner Gesprächspartnerin tendierten Programme in dieser Gemengelage vielfach dazu, Zuschreibungen, die aus macht- und rassismuskritischer Perspektive problematisch zu bewerten seien, zu übernehmen und dann auch in den Patenschaftsbeziehungen zu verfestigen.

Im Zuge der Verschriftlichung meiner Arbeit begegnete mir eine weitere Monografie, die sich aus einer ethnologischen Perspektive Patenschaften widmete. Unsere Arbeiten weisen zahlreiche Parallelen aber auch äußerst aufschlussreiche Unterschiede auf, besonders hinsichtlich methodologischer und theoretischer Überlegungen und Vorgehensweisen. Laura Gozzer promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Fach der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie und forschte im Zeitraum von April 2018 bis Februar 2020 zu den Prozessen ethischer Subjektivierung von Pat:innen in zwei Münchener Patenschaftsprogrammen. Ihre Datenerhebung endete kurz vor dem ersten Lockdown der COVID-19-Pandemie im März 2020. Während sich das erste Programm der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften für Kinder psychisch erkrankter Eltern widmete, wurden im zweiten Projekt Beziehungen zu geflüchteten Erwachsenen, vereinzelt auch zu Familien anvisiert. Laura Gozzer war Teil der Forschungsgruppe »Urbane Ethiken. Konflikte um gute städtische Lebensführung im 20. und 21. Jahrhundert« (DFG FOR 2101) und bearbeitet in ihrer Arbeit sozial- und geisteswissenschaftliche Ansätze zu Ethik und Moral. Sie widmet sich in ihrer Monografie folgenden Forschungsfragen:

Warum engagieren sich Menschen freiwillig für andere? Welche ethischen Ansprüche und Anforderungen sind mit ehrenamtlichen Pat:innenschaften verbunden und welche Widersprüche treten auf? Anhand des Engagements von Pat:innen wird sichtbar, dass das, was als »gute« Hilfe verstanden wird, immer wieder neu justiert und an der Praxis ausgerichtet wird. Wie geht das vonstatten? Was macht das Pat:innen-Sein mit den Selbst- und Gesellschaftsverständnissen der Freiwilligen? (Gozzer 2022, S. 8)

Mit diesem Erkenntnisinteresse und ihren qualitativen Methoden setzt Gozzer direkt an den zuvor formulierten Forschungslücken an. Die Autorin befasst sich zunächst mit der gesellschaftspolitischen Gemengelage, vor der sich die Initiativen herausbilden und in der Motive, Erwartungen und Ansprüche von und an die am Begegnungsformat Beteiligten entworfen werden. Ein entscheidender Bezugspunkt ist dabei der Topos der auseinanderdriftenden Gesellschaft, gegen die sich die Pat:innen, zugehörig überwiegend zu einer gebildeten Mittelschicht im Alter zwischen 35 und 45 Jahren, zu engagieren suchen.

Ähnlich wie auch in meiner Forschung beschränkte sich Gozzers Zugang überwiegend auf die Pat:innen und Koordinator:innen der beiden Programme, zu denen sie vertrauensvolle, mitunter freundschaftliche Beziehungen etablierte. Zugänge zu den Patenkindern erwiesen sich hingegen als schwierig. Die Autorin setzt sich in ihrer Arbeit ebenfalls mit der Care-Krise im Wohlfahrtsstaat auseinander und arbeitet den Einfluss sozialstaatlicher Versorgungslücken auf die Patenschaftsbegegnungen heraus. Laura Gozzer beschreibt Diskurse um Zuwanderung und Integration, ebenso wie die zunehmende Rolle, die machtkritische Ansätze für die Akteure in den von ihr untersuchten Forschungsfeldern spielen. Zugleich hält sie jedoch fest:

Ich könnte die Geschichte über Pat:innen als eine Geschichte über die (Re-)Produktion von Rassismus und Klassismus im sozialen Engagement erzählen. [...] Ich erzähle jedoch im Folgenden, stark verwurzelt in den Erfahrungen und Reflexionen der Pat:innen, eine Geschichte über Versuche, etwas für andere zu tun. Und ich erzähle davon, welche Erwartungen diese Versuche prägen, welche Widersprüche in der Pat:innenschaftspraxis entstehen und wie sich all das auf die Selbst- und Weltverhältnisse der Ehrenamtlichen auswirkt. (Ebd., S. 12)

Mit meiner Arbeit bemühe ich mich um einen verstärkten Fokus auf ebenjene historisch bedingten Machtasymmetrien und deren Figuration im Feld der Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen. Das von mir untersuchte Projekt steht vollumfänglich im Zeichen der interkulturellen Begegnung und sozialen Integration. Aus diesem Grund erschien es mir zentral, mich ausführlich der Beschreibung und Herleitung der Migrations- und Integrationsdebatten in Deutschland und den damit verbundenen Benachteiligungen, Diskriminierungen und Vorstellungen von migrantisierten Personen zu widmen und darzulegen, wie sich diese in den Praktiken und Konzepten des Vereins WG sowie in den Beziehungsdynamiken in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen niederschlagen.

Daneben unterscheiden sich unsere Arbeiten auch hinsichtlich unserer Zugänge und Methoden maßgeblich voneinander. So entschied sich Laura Gozzer etwa gegen eine eigene Patenschaft:

Zweitens entschloss ich mich dazu, im Rahmen meiner Forschung selbst keine Patinenschaft zu übernehmen. Damit zog ich eine stärker distanzierte Position einer Immersion im Sinne des *going native* oder einer auto-ethnografischen Herangehensweise vor. Zu instrumentell schienen mir meine Beweggründe, um die Aufgabe, Patin zu sein und zugleich zu forschen zu vereinbaren. (Ebd., S. 96; Herv. i.O.).

Ihre Einblicke in die Patenschaftserfahrungen der Engagierten entstammen entsprechend überwiegend teilnehmenden Beobachtungen von Vorbereitungsworkshops und Austauschtreffen sowie ausführlichen Interviews. Eine kontinuierliche Begleitung der Beziehungsentwicklung, die über momenthafte Einblicke und retrospektive Narrative hinausgeht, blieb aus. Jedoch erwiesen sich gerade die in Interviews erzeugten Narrative für Gozzers Forschungsinteresse an der Subjektivierung als ethische Akteure als besonders wertvoll.⁹

Besonders eindrucksvoll beschreibt Laura Gozzer die verschiedenen Herausforderungen, die Pat:innen erleben, wenn sie diverse Rollenmodelle, die sie in einer Typographie systematisiert, navigieren. Spannend ist dabei ihr Fokus auf der Prozessualität, dem Relationalen sowie der ethischen Dimension dieser Rollenaushandlungen (ebd., S. 237). Die Ethnografie beschreibt, wie Pat:innen sich im Prozess des Entwerfens ihres ethischen Selbst auf die gesellschaftliche Diskurslandschaft um eine Care-Krise, Integrations- und Migrationstopoi sowie die auseinanderdriftende Gesellschaft beziehen. Sie nehmen darüber hinaus Bezug auf die Anforderungen, Erwartungen und Maßgaben, die den in den Projekten vorherrschenden Wissensbeständen (Soziale Arbeit respektive Geflüchtetenhilfe) entstammen. Zugleich müssen die Freiwilligen die von ihrem Gegenüber an sie herangetragenen Erwartungen und Rollenzuschreibungen verhandeln. Die damit einhergehenden Anstrengungen für Pat:innen beschreibt Gozzer als ein Hadern mit soziokulturellen und strukturellen Unterschieden, ambivalenten Erwartungen (hinsichtlich Nähe und Distanz) und divergierenden Bedürfnissen. Dieses Hadern sowie die Bearbeitungsversuche werden bei Laura Gozzer als eine Form von Emotionsarbeit greifbar, die es den Pat:innen erlaubt, die Herausforderungen auszuhalten und an der Beziehung festzuhalten (ebd., S. 394). Gozzer thematisiert Emotionsarbeit als Selbsttechniken im Zuge ethischer Subjektivierung und arbeitet dabei ein schlechtes Gewissen (angesichts strukturell bedingter Ungleichheiten) sowie Empathie für das Gegenüber als prominente Strategien heraus (ebd., S. 294ff.).

Die von ihr aufgezeigten Anstrengungen von Pat:innen weisen zahlreiche Parallelen auf zu jenen, die in meinem empirischen Material als bedeutsam hervortraten. Das ist gewissermaßen zu erwarten, wird die Ähnlichkeit der von uns beforschten Felder (Patenschaften mit geflüchteten Menschen respektive Kindern psychisch erkrankter Eltern in München einerseits und Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen in Berlin andererseits) vergegenwärtigt – wobei die Beziehungsdynamiken einer jeden Patenschaft trotz einer gewissen Vergleichbarkeit stets einzigartig sind. Der partizipativ-

9 Die Autorin führt dazu Folgendes aus: »Sprechen über sich verstehe ich dabei als eine Praxis ethischer Selbstbildung. Die Akteur:innen nutzen spezifische Begriffe, setzen bestimmte Erlebnisse während ihrer Pat:innenschaft zentral und erzählen sich entlang ihrer Biografien oder politischen Haltungen, aber ebenso entlang dem Erzählen über Andere. Ich betone im Folgenden, dass die Praxis des Sprechens selbst eine Form des Reflektierens und Selbstentwerfens darstellt. Das Sprechen über sich in Form der Interviews verstehe ich folglich nicht nur als Praxis der Selbstdarstellung, sondern auch der Selbstherstellung. Wenn Pat:innen also von ihren Beweggründen, ihren Pat:innen-Gegenübern, den herausfordernden und schönen Momenten während der Pat:innenschaft sprechen, und dabei bestimmte Begriffe und Erzählmuster verwenden, dann entwerfen sie sich selbst vor dem Hintergrund bestimmter Vorstellungen guter und schlechter Pat:innenschaft.« (Gozzer 2022, S. 62)

kollaborative Ansatz meiner Forschung, der zu der Etablierung einer Fokusgruppe mit Studierenden der Sozial- und Kulturanthropologie führte, sowie meine Entscheidung, selbst eine Patenschaft einzugehen, stellen jedoch bedeutsame Unterscheidungsmerkmale dar. Hierdurch wurde mir über den Zeitraum meiner Datenerhebung und darüber hinaus eine langzeitliche (autoethnografisch geprägte) Binnenperspektive zuteil. Diese besondere Form der Immersion in mein Forschungsfeld erlaubte es mir, das *Hader*n und die *Bearbeitungsversuche*, die auch Laura Gozzer beschreibt, sprich den Umgang der Pat:innen (sowie Koordinatorinnen) mit Herausforderungen und Anstrengungen, in meiner Arbeit (selbst-)beobachtend und moderierend zu begleiten und zu bezeugen. Aus einer Perspektive der Psychologischen Anthropologie unternehme ich den Versuch, diesen Umgang als Affektbewältigung zu konzeptualisieren und werfe damit einen Blick auf jene Aspekte, die von den Akteuren häufig unartikulierte und damit auch vielfach unreflektiert blieben. Ein Fokus auf dem affektiven Erleben in Patenschaften vermag das *Wie* von Patenschaften näher auszuleuchten und erlaubt dabei Einblicke in die impliziten und unmittelbaren Facetten unseres Umgangs mit Diversität und Differenz. Ich verschränke zugleich die drei »Ps«: personal relationships, programmes, and policies« (Raiethelhuber 2023b, S. 8) miteinander, indem ich eine Brücke zu der Ebene gesellschaftspolitischer Debatten und Konzepte um Migration und Integration sowie zu dem immer stärker werdenden Appell nach bürgerschaftlichem Engagement und seinen Bedingungen schlage. Im nun Folgenden beleuchte ich die hiervon geprägten Vorstellungen, Konzepte und Praktiken bei WG. Dabei werde ich empirische Einblicke weiterhin mit theoretischen Ansätzen aus der Mentoringforschung verknüpfen. Dadurch sollen einerseits die bisherigen Ausführungen zum Forschungsstand entlang relevanter Themenschwerpunkte aufgegriffen und weitergeführt werden. Andererseits folge ich damit stilistisch der Logik der engen Verquickung von Praxis und Forschung.

4.2 Patenschaften – was sie sein können und sollen

Im Verlauf meiner Forschung wurde immer wieder deutlich, dass es keine einheitliche Definition von Patenschaft gibt und geben kann. Die Beziehungen, ihre Dynamiken und Schwerpunkte werden nicht nur von den Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der Projekte, sondern auch von den diversen Hintergründen, Bedürfnissen und Erwartungshaltungen der beteiligten Akteure geprägt. Das Ziel der Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen, die WG zusammenführte, ist primär dem beziehungsorientierten Ansatz zuzuordnen: Strukturelle Ungleichheiten, die sich besonders im Bildungsbereich eklatant äußern, sollten adressiert, das Ankommen in Deutschland erleichtert, Kompetenzen des Patenkindes entwickelt und gestärkt und besonders auch Deutschkenntnisse vermittelt werden; als Grundlage hierfür galt jedoch die Beziehung: »In unseren Patenschaftsprojekten geht es immer darum, persönliche Beziehungen aufzubauen, die durch das Interesse am anderen bestimmt sind.« (WIR GESTALTEN e.V. d) Die Patentandems sollten miteinander die Freizeit gestalten. Schulische Unterstützung sollte immer in einer Balance hierzu geleistet und idealerweise alternative Lernformen vermittelt werden. Lernpatenschaften wurden von diesen Freizeitpatenschaften explizit abgegrenzt.

Trotz oder gerade wegen des Fokus' auf der Beziehungsentwicklung und der freizeithen Gestaltung der gemeinsamen Treffen war auch von Seiten des Vereins die Rollenverteilung in einer Patenschaft keineswegs uneindeutig. Die Projektkoordinatorinnen verwiesen wiederholt auf die verschiedenen Rollen einer Patin – Begleiterin, Unterstützer, Ermutigerin, Freund, Lehrerin usw. – um die Beziehungskonstellation und deren Wirkraum näher zu bestimmen. Hieran wird deutlich, dass sich Patenschaften stets in einem breiten Spektrum möglicher Rollenverhältnisse bewegen. Schlussendlich sind es Pate, Patenkind und Familie, die den Schwerpunkt und die Dynamik der Patenschaft verhandeln sollen und müssen. Wichtig sei, so Mirjam, dass es für die Beteiligten funktioniere.

Um die Bedeutung und Tragweite der Komplexität und Vielschichtigkeit der Beziehung für Pat:innen und Patenkinder näher zu bestimmen, ist das Konzept kultureller Modelle aus der kognitiven Ethnologie hilfreich:

Unter einem kulturellen Modell versteht die kognitive Ethnologie intersubjektiv geteiltes Wissen, das aus einer überschaubaren Anzahl von flexibel miteinander vernetzten kognitiven Informationseinheiten (Schemata) besteht. Die mentalen Modelle, die ein Mensch in der Interaktion mit seiner Umwelt von dieser ausbildet, sind aber nur zum Teil kultureller Art, im Sinne geteilter Intersubjektivität. Zum anderen Teil handelt es sich auch um idiosynkratische Konstrukte, d.h. um mentale Schablonen, die ein Mensch aufgrund persönlicher Erfahrung bildet und die er nicht mit anderen Personen teilt. (Röttger-Rössler 2002, S. 151)

Hinsichtlich der Rollenambivalenz und -flexibilität werden Patenschaften als eine Beziehungsform lesbar, für die es kein *eindeutiges* kulturelles Modell gibt (Seise 2023b). Entsprechend fehlt es nicht nur der Forschung an einer gemeinsamen Definition (s.o.). Auch Praktikerinnen, Pat:innen und Patenfamilien haben häufig Schwierigkeiten, Außenstehenden die Beziehungskonstellation in knappen Worten zu erläutern. Letztere sind nur selten in der Lage, sich hierunter etwas Konkretes vorstellen. Die Beteiligten können in der Navigation ihrer Patenschaft indes ebenso wenig auf intersubjektiv geteiltes Wissen für ihr Beziehungsverhältnis und damit verknüpfte Rollenerwartungen und Verhaltensmuster zurückgreifen, da sich die Beziehung vertrauten Kategorien wie etwa Freundschaft, Verwandtschaft, einem Lehrer-Schüler-Verhältnis oder auch einem Therapeutin-Klientin-Verhältnis (vgl. Goldner/Mayseless 2008) entzieht. Zugleich ist der Wirkraum einer Patenschaft irgendwo zwischen den genannten Beziehungsmodellen angesiedelt. Das macht Patenschaften zugleich zu einer Chance und einer Herausforderung: Patenschaften vermögen diverse Bedürfnisse, Erwartungen und Erfahrungen einzuhegen und das Miteinander individuell zu gestalten. Die jeweiligen Rollen, welche die Beteiligten mit der Begegnung assoziieren, korrelieren jedoch auch mit spezifischen Erwartungen bezüglich des emotionalen Verhältnisses und den damit verknüpften Verhaltensregistern. Insofern fehlt es in Patenschaften an einer *geteilten* »Konzeption des emotionalen Verhältnisses« (Röttger-Rössler 2002, S. 153), welche die Abstimmung dieser unterschiedlichen Bedürfnisse, Erwartungen, Verhaltensweisen und damit auch der Emotionen und Affekte der Beteiligten erleichtern würde.

Vor diesem Hintergrund werden Rollenambivalenz und -flexibilität zu einem genuinen Merkmal des Formates. Das Verhältnis zwischen Patenkind und Pat:in ist niemals fix. Es kann und soll auch im Verlauf der Patenschaft zwischen verschiedenen Rollenkonzepten changieren und sich den wandelnden Bedürfnissen anpassen. Zu den individuellen Bedürfnissen und Erwartungen kommt in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen eine soziokulturelle Dimension hinzu, da die jeweiligen Rollenverhältnisse und Verhaltensregister kulturspezifisch geprägt sind, was deren Aushandlung umso komplexer gestaltet. Analog dazu hält auch Laura Gozzer fest: »Die Engagierten verfügen über ein Repertoire an Unterstützungsbeziehungen, die sie aus ihrem Alltag kennen. [...] Ebenso nutzen geflüchtete Menschen bzw. Kinder ihnen bereits bekannte Beziehungsformen, um Pat:innenschaft mitzugestalten.« (Gozzer 2022, S. 236) Die Akteure betreten in ihrer Beziehungsgestaltung – besonders in beziehungsorientierten Patenschaftsformaten – somit ein vergleichsweise flexibles Terrain, welches sie miteinander unter Berücksichtigung ihrer individuellen Erfahrungen, Bedürfnisse und Erwartungshaltungen sowie ihrer soziokulturellen Hintergründe aushandeln.¹⁰

4.2.1 Freizeit oder Schule? – Zielsetzungen und Bedürfnisse

Eine Beziehungsorientierung mit Fokus auf den freizeitlichen Bereich konnte ich auch in den Vorstellungen und Erwartungshaltungen neuer Pat:innen bei WG beobachten. Die Erwartungshaltungen der Eltern und Patenkinder ließen zu Beginn der Patenschaft hingegen hauptsächlich Interesse an einem instrumentellen, zielorientierten Ansatz erkennen. Das wird etwa an der Omnipräsenz des Begriffes *Lehrer:in* deutlich, mit dem Familien ihre:n Pat:in bezeichneten. Diese Begriffsverwendung steht einerseits mit der Herausforderung, den Begriff Patenschaft und dessen Konnotationen zu übersetzen, in einem engen Zusammenhang: Selbst die langjährige, arabischsprachige Honorarkraft des Vereins, die vielfach für Gespräche mit Patenfamilien hinzugezogen wurde und deren Tochter sich selbst seit vielen Jahren mit ihrer Patin traf, hatte sichtlich Mühen, den Begriff der Patenschaft ins Arabische zu übertragen. Sie berichtete, irgendwann die direkte Übersetzung im Google-Übersetzer gesucht zu haben und diese seither zu verwenden. Die Begrifflichkeit war bis dato also nicht Teil ihres alltäglichen Sprachgebrauchs. Auch der Stellenwert der Beziehungsentwicklung zwischen Pat:in und Patenkind, der Mehrwert einer freizeitlichen Gestaltung sowie die Bedeutung einer *ehrenamtlichen* Tätigkeit waren oftmals schwierig an die Patenfamilien zu vermitteln. So konnte etwa der syrische Mann einer Patin deren Engagement für ein fremdes, nicht verwandtes Kind nie nachvollziehen. Überspitzt äußerte er einmal, so berichtete mir die Patin in einem informellen Gespräch, dass kein Araber je ein solches Ehrenamt eingehen würde.

10 Dazu formulieren Keller und Pryce (2010, S. 34) folgendermaßen: »The relationship history of each partner may be particularly influential in shaping the growth and development of the mentoring relationship because experiences in relationships are mentally represented, stored in memory, and then retrieved and used to predict and regulate behavior in similar situations.« Vgl. hierzu ebenfalls den bereits erwähnten psychoanalytischen Ansatz der Übertragung und Gegenübertragung, der besonders bei traumatisierten Menschen greift, und der von Hannah Schott-Leser (2018) auf Mentoringbeziehungen angewandt wurde, sowie das Konzept der *affective disposition* des Philosophen Rainer Mühlhoff (2019).

Neben den Herausforderungen der sprachlichen Übersetzung verweist der Begriff der *Lehrer:in* auf die Bedürfnisse und Erwartungen, die Eltern und Kinder an die Patenschaften herantrugen: In Erstgesprächen mit Patenfamilien und den späteren Vermittlungstreffen, denen ich beiwohnte, wurde von ihnen meist ausschließlich der Wunsch nach Nachhilfe artikuliert. Neben einem offensichtlichen schulischen Unterstützungsbedarf vieler Patenfamilien muss natürlich auch das vor dem Hintergrund der Fremdheit eines Beziehungskonzeptes zu einer nicht verwandten erwachsenen Person gelesen werden. Das Verhältnis zwischen Lehrer:in und Schüler:in stellte hingegen eine für alle Beteiligten vertraute Beziehungsform dar – wenn auch die damit verknüpften Konnotationen nicht deckungsgleich waren. Die Koordinatorin betonte in einem Erstgespräch mit einer Patin zudem die generelle Offenheit der Patenfamilien. Ihnen sei durchaus klar, dass Pat:innen andere Lebensentwürfe haben als sie selbst. Verschiedene Familien hätten ihr gegenüber geäußert, dass sie sich mehr Austausch wünschten – eine Motivation, die sie mit vielen Pat:innen teilten. Pat:innen konnten damit für die Patenfamilie zu bedeutsamen Kontakten in die Dominanzgesellschaft werden und das Ankommen in Deutschland erleichtern. Sie wurden vielfach zu Ansprechpersonen für behördliche Herausforderungen oder auch einfach »Deutschlanderklärerin«, wie es eine Patin bezeichnete: »Ich habe oft Gespräche mit ihnen über Deutsch, Deutsche und deutsche Verhaltensweisen und Unterschiede zum Arabischen.«¹¹

Auch wenn die Bedürfnisse und Erwartungen der Beteiligten an eine Patenschaft komplex waren und sich im Verlauf der Beziehungsentwicklung veränderten und idealerweise aneinander anpassten, so konnte ich dennoch beobachten, dass für Familien und jugendliche Patenkinder der Wunsch nach schulischer Unterstützung zu Beginn zentral war. Erfragte Mirjam von den jüngeren Kindern, was sie sich unter einer Patenschaft vorstellten, entlockte das zumeist keine Antworten, was angesichts der Schwierigkeiten der beteiligten Erwachsenen, das Konstrukt näher zu definieren, nicht überraschte. Zudem ist besonders bei jüngeren Kindern fraglich, inwiefern sich diese überhaupt selbst für eine Patenschaft entscheiden (können). Ausnahmen dazu bildeten jene Familien und Kinder, die regelmäßig das Kiezcafé besuchten und hierdurch mit dem Format der Patenschaft bereits vertrauter waren. Es waren jene Kinder, die mitunter die aktive Rolle in der Initiierung einer Patenschaft übernahmen, indem sie beispielsweise ehrenamtliche Mitarbeitende des Kiezcafés darauf ansprachen, eine Patenschaft mit ihnen einzugehen.

Im gesamten Vermittlungsprozess wurden alle Beteiligten von den Koordinatorinnen wiederholt für die zentrale Bedeutung der freizeithlichen Gestaltung in der Patenschaft sensibilisiert, welcher schulische Aktivitäten eher untergeordnet werden sollten. In der Kommunikation und Aushandlung der Zielsetzungen, Ansprüche und Erwartungen an die Patenschaft wurde damit eine bedeutsame Machtkonstellation sichtbar: Zunächst definierten Koordinatorinnen und Pat:innen die Vorzeichen, unter denen sich die angebaute Beziehung entfaltete. In der gelebten Praxis erwiesen sich die Aushandlungen dann jedoch als deutlich komplexer: Eine Patin berichtete im Interview, dass sie die ersten drei Monate der Patenschaft äußerst gestresst war, die Hausaufgaben mit ihrem

11 Diese Zitate entstammen einer E-Mail vom 20.06.2020, in der mir eine Patin, die ein persönliches Interview zeitlich leider nicht einrichten konnte, Fragen zu ihrer Patenschaft beantwortete.

Patenmädchen zu erledigen. Weder sie noch das Mädchen hatten hierauf Lust. Die Erledigung der Hausaufgaben war jedoch die elterliche Bedingung für das spätere Spielen. Davon distanzierte sich die Patin im weiteren Verlauf der Patenschaft deutlich: »Ich habe letztendlich das gemacht, was ich für richtig halte mit [den Kindern]. Und es scheint ja für die Eltern okay zu sein, weil sie ja wahrscheinlich das auch gut finden, was ich mache.« (Interview 16.12.2019) Deutlich wird hier, dass sich die Patin zunächst den Ansprüchen der Eltern anpasste, jedoch angesichts der Belastungen, die sie damit erfuhr, zunehmend davon abwich. Sie folgte nunmehr ihrer Intuition, besprach das jedoch nicht mit den Eltern. Sie mutmaßte hingegen, dass es für diese in Ordnung sei. Diese Annahme wurde nie Gegenstand expliziter Aushandlungen. Kurz zuvor merkte die Patin im Gespräch an, dass die Patenfamilie zumeist keine Erwartungen kommuniziere und nur wenige Ansprüche stelle: »Sie [die Eltern] scheinen so, als würden sie alles nehmen, was ich ihnen biete; [...] sie fragen nie, ob ich komme, ob ich Zeit habe, sondern ich sage wann ich kann und sie sagen dann ja oder nein.« Obwohl diese Patin im Gespräch wiederholt die Wichtigkeit von Augenhöhe – besonders mit den Eltern – betonte, thematisierte sie einen möglichen Widerspruch in der Aushandlung um die Zielsetzung der Patenschaft dazu nicht.¹² Im Gegenteil bemerkte sie, dass der Verein hier noch deutlicher an die Eltern kommunizieren müsse, dass die Patenschaften nicht den schulischen Bereich bedienten, um die Pat:innen vor den Anstrengungen einer diesbezüglichen Aushandlung zu schützen. Sie mutmaßte, dass dies jedoch bewusst vermieden werde, um die Familien nicht als Zielgruppe zu verlieren.

Die Psychologin Dina Birman und die Medizinanthropologin und Sozialarbeiterin Lyn Morland (2014) heben in einem Beitrag, in dem sie sich mit den Besonderheiten von Mentoringbeziehungen für migrierte und geflüchtete Zielgruppen auseinandersetzen, hervor, dass in Patenschaften mit der als besonders vulnerabel eingestuften Gruppe geflüchteter Kinder und Jugendlicher sowohl Projektformat als auch Zielsetzungen auf die Charakteristika – hier besonders das Akkulturations-Niveau – sowie die Bedürfnisse der Zielgruppe angepasst werden sollten. Nicht zuletzt aufgrund der prekären Projektfinanzierung und der damit einhergehenden personellen Knappheit war eine solche flexible Ausrichtung an spezifischen Bedürfnissen von Zielgruppen, die idealerweise partizipativ erhoben werden, jedoch für die meisten Trägervereine, denen ich im Verlauf meiner Forschung begegnete, kaum umsetzbar. WG ermutigte hingegen Pat:innen, die Bedürfnisse der Familie nach schulischer Hilfe zu berücksichtigen und diese mit anderen Aktivitäten abzugleichen. Besonders in der Anfangsphase konnte ein Fokus auf das Schulische, welcher eine konkrete Aufgabe darstellt, die Fremdheit zwischen Pat:in und Patenkind aufweichen. Damit wurde die Maßgabe, diverse Bedürfnisse und Erwartungen an die Patenschaft abzustimmen und einzuhegen, weitestgehend in den individuellen Verantwortungsbereich von Pat:innen übertragen.

Im Verlauf der COVID-19-Pandemie und der zeitweiligen Schließung der Schulen in Deutschland trat die latent vorhandene Bildungsungleichheit und -ungerechtigkeit, von

12 Augenhöhe setzte sie um, indem sie der Mutter ihres Patenkindes anbot, abzuwaschen und die ganze Familie zur Begrüßung umarmte. Dass Letzteres nicht den familiären Vorstellungen geschlechterrollenkongruenter Verhaltensweisen entsprach, bemerkte sie erst später. Seither reichte sie dem Vater nur noch die Hand.

der die Zielgruppen vieler Patenschaftsprojekte besonders betroffen waren, verschärft zu Tage. Ich erfuhr von vielen Pat:innen, dass sie in dieser Zeit die Gestaltung der (virtuellen) Treffen an die schulischen Schwierigkeiten ihrer Patenkinder anpassten und sich vermehrt deren schulischer Unterstützung widmeten. Auch ich tat das. Der Verein betonte ebenfalls deren Wichtigkeit und hielt die Freiwilligen an, zeitweise eine Schwerpunktverschiebung in ihren Patenschaften vorzunehmen und ihre Rolle als schulische Unterstützerinnen zu vertiefen. Wenige Wochen nach dem ersten Lockdown im März 2020 kontaktierte Mirjam sukzessive die Pat:innen des Vereins und erkundigte sich, wie es ihnen ging. Die Koordinatorin unterstrich in diesen Gesprächen, wie wichtig es gerade in dieser Zeit sei, den Kontakt zu dem Patenkind nicht zu verlieren. Die Kinder seien ohnehin die Bildungsverlierer. Wenn sie nunmehr wochenlang zu Hause blieben, ohne sich den schulischen Aufgaben zu widmen, verlören sie vollends den Anschluss. Diese Aussagen deckten sich mit den E-Mails, die der Verein in dieser Zeit versendete. Hierin wurden zudem die Bedeutung einer geregelten Tagesstruktur sowie das gesteigerte Suchtpotenzial sozialer Medien betont.¹³ Der Verein schrieb den Pat:innen hinsichtlich der durch die Pandemie verschärften schulischen Herausforderungen eine entscheidende Bedeutung zu: Sie könnten eine systematische Benachteiligung im Bildungssystem abmildern.

Den Koordinatorinnen war das Spannungsverhältnis zwischen den verschiedenen Erwartungen und Ansprüchen der beteiligten Akteure an die Gestaltung einer Patenschaft bewusst. Neben der Aufforderung an Pat:innen, die Erwartungen der Familien an schulische Unterstützung besonders zu Beginn der Patenschaft in die gemeinsamen Treffen einzubinden, verwiesen sie in der Vorbereitung der Pat:innen auf eine prozesshafte Annäherung der Bedürfnisse: Auch die Patenfamilien würden die Bedeutung der freizeithen Gestaltung und die Wichtigkeit der Beziehungsentwicklung mit der Zeit verstehen und wertschätzen. Ein Beispiel: Als Mirjam zufällig den Vater von vier Mädchen traf, die bei WG bereits Patenschaften hatten, lenkte sie das Gespräch auf die Möglichkeit einer Patenschaft für den achtjährigen Sohn der Familie. Der Vater, so berichtete mir die Koordinatorin in einem informellen Gespräch, sei sogleich interessiert an einer Vermittlung gewesen. Er erklärte, dass der Junge dringend schulische Unterstützung benötige. Die bisherigen Patenschaften seiner vier Töchter gestalteten sich allesamt sehr unterschiedlich. Keine dieser Beziehungen priorisierte jedoch schulische Aktivitäten. Dennoch schien der Vater zu dem Schluss zu gelangen, dass eine Patenschaft auch für seinen Sohn sinnvoll sein könnte. Hatten sich seine Erwartungen an das Format also durch die bisherigen Patenschaftserfahrungen seiner Töchter an die freizeithen Schwerpunktsetzung des Vereins angenähert? Favorisierte er nach wie vor einen schulischen Fokus, war jedoch alternativen Unterstützungsformen gegenüber ebenfalls

13 Weiterhin wurden in diesen E-Mails Informationen zum Virus und den Einschränkungen des öffentlichen Lebens in verschiedenen Sprachen angeboten. Fake News galten als großes Problem in den Patenfamilien, da angenommen wurde, dass sie oftmals die einzige Informationsquelle waren. Pat:innen sollten versuchen, diesbezüglich aufzuklären. Ähnlich verhielt es sich mit Informationen, die im Herbst 2023 zum Krieg in Nahost an Patinnen versendet wurden. Auch hierin wurde auf eine möglicherweise einseitige und potenziell falsche Informationslage in den größtenteils muslimischen Patenfamilien hingewiesen.

nicht abgeneigt? Monate später berichtete mir die Patin des Jungen in einem davon unabhängigen Gesprächskontext von ihrer Wahrnehmung, dass sich der Vater mehr schulische Aktivitäten für die Patenschaft seines Sohnes wünscht. Das Patenkind habe allerdings darauf ganz offensichtlich keine Lust. Auch diese Patin besprach diese Thematik nicht mit der Familie, beschrieb jedoch die unterschiedlichen Erwartungen als Herausforderung. Neben einer möglichen Annäherung der Bedürfnisse könnte eine alternative Interpretation der Zurückhaltung von Eltern und Kindern, ihren Wunsch nach schulischer Unterstützung Nachdruck zu verleihen, folgendermaßen lauten: Sie entsprechen der impliziten Forderung, sich in der Unterstützungsbeziehung dankbar zu zeigen. Zu einer solchen Performanz der Dankbarkeit gehört ebenfalls, nicht zu viel Hilfe einzufordern, wie auch Laura Gozzer in dem Münchener Patenschaftsprojekt für Geflüchtete beobachten konnte:

Sie können nicht auf ein Recht auf Hilfe bauen, sondern sind von der Bereitschaft und den Grenzen der Pat:innen abhängig. Die Beziehung zu einer:m Pat:in wird als Gabe sichtbar, die man schätzen muss und nicht überbeanspruchen darf. In diesen Momenten müssen sich beide Beteiligte beweisen: Pat:innen müssen sich verantwortlich zeigen, aber nicht überverantwortlich, »Schützlinge« als unterstützungswürdig bzw. kontaktinteressiert, aber nicht als zu hilfebedürftig. (Gozzer 2022, S. 228)

Fordern Patenfamilien eine spezifische Form der Unterstützung dennoch ein, wie ich in Kapitel 6.6 anhand des Beispiels einer Mutter von zwei Jungen darstellen werde, »werden sie seitens der Koordinatorinnen auf die Grenzen dessen, was sie von der Patenschaft erwarten können, hingewiesen« (ebd., S. 228). Derlei Hinweise können auch die Form richtungsweisender Zwiegespräche einnehmen, in denen die Koordinatorinnen als Wahrer der vom Verein vertretenen Beziehungsschwerpunkte sowie der (vermeintlichen) Grenzen der Freiwilligen fungieren.

Es gilt also festzuhalten, dass sowohl die sprachliche Übersetzung des Begriffes der Patenschaft als auch die Kommunikation seiner konzeptuellen Schwerpunkte und möglichen Zielsetzungen an die Patenfamilien Herausforderungen darstellen. Besonders zu Beginn können die Bedürfnisse und Zielsetzungen der Patenfamilien und Freiwilligen merklich divergieren und es entsteht ein Spannungsfeld. Dieses zu navigieren, wird überwiegend den Pat:innen überlassen, welche die notwendigen Aushandlungen meist implizit handhaben. Dabei werden komplexe Machtkonstellationen sichtbar, die auf verschiedene, miteinander verwobene Dimensionen der Asymmetrie verweisen, die der Beziehung eingeschrieben sind. Diese werde ich nachfolgend näher beleuchten.

4.2.2 Dimensionen der Asymmetrie

Eine grundsätzliche Asymmetrie in der Patenschaftsbeziehung ist in einer Vielzahl von Patenschaftsformaten, so auch in jenen von WG, bereits durch den Altersunterschied gegeben: »Die Patinnen und Paten gehören in der Regel einer älteren Generation an und verfügen zumindest in manchen Lebensbereichen über ein Mehr an Wissen und Erfah-

rung, welches sie ihren ›Patenkindern‹ zur Verfügung stellen.« (Jakob 2019, S. 12)¹⁴ Daran angelehnt fasst Gisela Jakob mit dem Begriff der *Generativität* ein Verantwortungsgefühl der älteren Generation, der nachfolgenden etwas weiter- bzw. – gesamtgesellschaftlich betrachtet – zurückzugeben (ebd., S. 38).

WG beschreibt auf seiner Internetseite unter der Überschrift *Warum eine Patenschaft?* zudem vielfach herausfordernde Umstände in den Familien der Patenkinder und definiert diese als Unterstützungsbedarf, entlang dessen Patenschaften ihre Wirkung entfalten sollen:

Patenschaften leisten einen wichtigen Beitrag zu Chancengleichheit, Teilhabe und Integration. Weil in den Weddinger Familien zuhause selten Deutsch gesprochen wird, haben sehr viele Kinder Probleme mit der deutschen Sprache und den schulischen Anforderungen. Beengte Wohnverhältnisse, viele Geschwister, geringes Einkommen, wenig Ortskenntnisse und eigene Alltags Herausforderungen der Eltern lassen eine individuelle Förderung einzelner Kinder meist nicht zu. Deshalb sind außerschulische Lernangebote, die Interesse wecken, zur Auseinandersetzung herausfordern und den Kindern und Jugendlichen zeigen, dass es Spaß machen kann sich anzustrengen, sehr wichtig. (WIR GESTALTEN e.V. d)

Pat:innen werden kontrastierend zu einem solchen durch Prekaritäten gekennzeichneten Umfeld beschrieben, wodurch sie auf die Patenkinder motivierend und aktivierend wirken und Perspektiven eröffnen sollen. Aufgrund des Erfahrungsgefälles und der Unterschiedlichkeit der Lebensentwürfe zwischen Pat:in und Patenkind wird davon ausgegangen, dass Wissen und Inspiration quasi automatisch diffundieren:

Weil du als Ehrenamtlicher sicherlich einen anderen Erfahrungsschatz und andere Werte in Bezug auf Lebensgestaltung, Studium oder Beruf mitbringst, forderst du ein Kind *per se* zum Nachdenken und zu Fragen heraus. Du kannst ein Vorbild werden und gleichzeitig selbst Einblicke in andere Lebensmodelle bekommen. (Ebd., meine Herv.)

In einem Interview führte eine der Koordinatorinnen diesen Erfahrungsschatz besonders in Bezug auf den Bildungshintergrund der Freiwilligen wie folgt näher aus:

Was man auf jeden Fall sagen muss, dass [die Pat:innen] sehr hochgebildete Leute sind. Wir haben, glaub ich, niemanden dabei, der kein Abitur hat. Und studiert haben sie [...] auch fast alle. [...] Also es sind Leute, die haben oft eine sehr hohe Bildung, fühlen sich vom Leben gut versorgt, [...] haben irgendwie alles bekommen, was sie so für sich brauchen und fühlen sich reich und wollen davon weitergeben. [...] Leute, die sich aber nicht so reich beschenkt fühlen, [...] die sehen die Notwendigkeit nicht, oder die haben die Qualität gar nicht, dann mit anderen die Zeit und ihre Energie zu teilen. (Interview 10.05.2019)

14 Der Altersunterschied, auch wenn er sowohl im griechischen Ursprungsmythos des Telemachos als auch in dem Konzept christlicher Taufpatenschaften angelegt ist, stellt jedoch keine Prädisposition von Patenschafts- und Mentoringbeziehungen dar. Sowohl in Unternehmens- und Universitätskontexten als auch in der Unterstützung Geflüchteter sind Beziehungen unter Gleichaltrigen vorzufinden.

Neben dem Altersunterschied zeichneten sich also weitere intersektional verflochtene Differenzlinien zwischen Patenkind und Pat:in als signifikant ab – spezifisches kulturelles Wissen, (fehlende) Sprach- und Ortskenntnisse, sozioökonomische Bedingungen sowie ein hoher Grad an formaler Bildung. Diese korrelierten mit gesellschaftlichen Privilegien (oder eben deren Abwesenheit). Die Interviewpassage bestätigt zudem Ansätze aus der Engagementforschung die besagen, dass sozioökonomische Stabilität eine Voraussetzung für freiwilliges Engagement sei (s. 3.2). Wobei selbstverständlich nicht davon ausgegangen werden kann, dass bei allen Menschen sozioökonomische Privilegien in ein freiwilliges Engagement (im sozialen Bereich) münden. Besonders die Aussage, Pat:innen hätten »irgendwie alles bekommen, was sie so für sich brauchen und *fühlen sich reich und wollen davon weitergeben*« lenkt die Aufmerksamkeit auf die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung einer solchen Stabilität, die sich dann in einen Handlungsimpuls übersetzt. Ich beobachtete, dass die Reflexion der eigenen Privilegien häufig gekoppelt war an eine Auseinandersetzung mit machtkritischen Diskursen. Die hier angeführten Zitate verweisen zudem auf die Tendenz einer Homogenität unter den Pat:innen, bezogen sowohl auf deren sozioökonomischen Hintergrund sowie auch auf das Niveau formaler Bildung. Wiederholt scherzten die Koordinatorinnen von WG, dass die große Mehrzahl der Patinnen – ich benutze hier bewusst das Femininum – Vegetarierinnen seien und Yoga praktizierten. Der überwiegende Anteil der Pat:innen, die ich im Rahmen meiner Forschung kennenlernte, war zwischen 20 und 30 Jahre alt und befand sich entweder im Studium oder im ersten Beschäftigungsverhältnis, das sich hieran anschloss.

Die Unterschiede zwischen den Lebensmodellen und all jenen strukturellen Variablen, die diese bedingen, bilden ein komplexes Asymmetrieverhältnis zwischen Pat:innen und Patenfamilien, in dem das »Erfahrungsgefälle« (Jakob 2019, S. 7) angelegt ist, welches die Basis bildet für die angestrebte Begegnung und das darin angelegte Potenzial der Wissensvermittlung. Ein solches Gefälle in Patenschaften wird oftmals zu einem Definitionskriterium für die Beziehung:

[T]he term »mentoring« here refers mainly to formal, planned, nonkin, nonnatural, nonprofessional voluntary, nonpeer, and hierarchical relations, encompassing regular face-to face encounters between two or more persons: on the one side a mentor within a more stable, more fixed, more resourceful and, possibly, more powerful position, and on the other side the mentee or protégé, *who is portrayed* as more needy or less experienced. (Raithelhuber 2018, S. 252f., meine Herv.)

Auch beziehungsorientierte Patenschaftsformate ohne festgelegte Ziele sind demzufolge immer auch als eine Form der Lernbeziehung zu fassen. Wichtig erscheint mir in dem hier angeführten Zitat, dass die Patenkinder als die bedürftigere und weniger erfahrene Partei in Patenschaftsbeziehungen *dargestellt werden*. Sowohl in der Beschreibung des Formates sowie auch in der Anbahnung der Begegnung werden einerseits die Ressourcen der Pat:innen und andererseits die Bedürftigkeit der Patenfamilien hervorgehoben. Mit einer solchen Rollenzuschreibung wurde auch bei WG eine weitere Komponente der asymmetrischen Unterstützungsbeziehung durch diese erst hergestellt beziehungsweise festgeschrieben: Pat:innen – überwiegend privilegierte Mitglieder der Mehrheitsge-

sellschaft¹⁵ – wurden als die *Gebenden* konzeptioniert, Patenkinder aus mehrheitlich arabischsprachigen, muslimischen Familien mit Migrationserfahrung waren die *Empfangenden*.¹⁶ Die Vorstellung einer vermeintlich einseitigen Gabe verstärkt jedoch die strukturell bedingte asymmetrische Grundkonstellation.

Die Anthropologin Barbara Harrel-Bond, die sich in ihrem Artikel *Can Humanitarian Work with Refugees be Humane?* (2002) vornehmlich den Missständen in afrikanischen Geflüchteten Camps widmet, problematisiert das Geben im humanitären Kontext. Mit Bezug auf die moralische Komponente einer Transaktion verweist Harrel-Bond auf die Notwendigkeit der Erwidmung einer Gabe (ebd., S. 54). Daraus leitet sie ab, dass den Machtverhältnissen sowie dem potenziell entmachtenden und herabsetzenden Charakter *einseitigen Gebens* mehr Beachtung gezollt werden müsse: »[P]ower is often at the very center of giving and receiving gifts.« (Ebd., S. 55, Herv. i.O.) Die Anthropologin Tatjana Thelen verweist in ihrem Artikel *Care as Social Organisation* (2015) ebenfalls darauf, dass sowohl in den *Disability Studies* als auch in den *New Kinship Studies* zunehmend Formen nicht-monetärer Verschuldung bzw. Erwartungen von Dankbarkeit in Care-Beziehungen in den Blick genommen werden, welche Vorstellungen einer generalisierten Reziprozität widersprechen. Ich konnte beobachten, dass eine generalisierte Reziprozität auch in Patenschaftsbeziehungen verhandelt wurde.¹⁷ Wenn Familien Pat:innen und die Koordinatorinnen bei WG immer wieder zu opulenten Mahlzeiten einluden, so deutete Mirjam dies als den Versuch der Familien, den Ehrenamtlichen etwas zurückzugeben. Ungeachtet dessen, ob derartige Einladungen eine Form der Reziprozität anstreben oder auf allgemeingültigere Werte der Gastfreundschaft zurückzuführen waren, wurde deutlich, dass sowohl Koordinatorinnen als auch Ehrenamtliche bei WG die vermeintliche Einseitigkeit des Gebens reflektierten. In Folge dessen plante WG im

15 Ich traf auch Pat:innen, die selbst einen »Migrationshintergrund« hatten oder die erst vor kurzem nach Deutschland migrierten. Dennoch war zu beobachten, dass auch sie über ein hohes Bildungsniveau verfügten und sozioökonomisch vergleichsweise privilegiert waren.

16 Laura Gozzer identifiziert damit vergleichbar in ihrer Forschung zu Patenschaften mit Geflüchteten und Kindern psychisch erkrankter Eltern in München drei Ebenen der Asymmetrie, die sie als »Kluft« (2022, S. 304) zwischen den sich begegnenden Akteuren beschreibt: »Erstens existiert eine strukturelle Ungleichheit [...], die auf die ungleiche Verteilung von Ressourcen zurückzuführen ist« (ebd.), und die dazu führe, dass die sich begegnenden Parteien in Patenschaften unterschiedliche sozialräumliche Positionen in der Stadt München einnehmen. »Zweitens unterscheiden sich mitunter Erziehungs- und Kleidungsstil, Sprechweisen, Alltagsgestaltung, Wohnformen und Routinen – die sozio-kulturellen Praktiken.« (Ebd.) Gozzer stellt hierbei fest, dass diese zweite Ebene vielfach mit kulturalistisch-essentialistischen respektive klassistischen Stereotypisierungen verbunden sei. Eine dritte Unterscheidungsebene schließlich wird durch die »klare Grenzziehung zwischen Helfenden und Hilfebedürftigen« (ebd., S. 305), die auf den ersten beiden Unterscheidungsebenen fußt, etabliert. Der Bildungshintergrund der Akteure und spezifisches kulturelles Wissen – hier verstanden als gesellschaftliche Ressource beziehungsweise Kapital – sowie deutsche Sprachkenntnisse figurieren in Gozzers Auflistung an dieser Stelle nicht als zentrale Differenzmarker, auch wenn diese in ihren ethnografischen Darstellungen und in den beschriebenen Praktiken der Fremdsetzung ebenfalls Erwähnung finden.

17 Zunehmend verweisen auch Projektkoordinierende verschiedener Berliner Projekte auf den Nutzen, den Pat:innen aus der Beziehungserfahrung ziehen und verlangen nach Studien, die die Vorteile für die Ehrenamtlichen näher beschreiben, da dies nicht zuletzt für die Akquise neuer Pat:innen bedeutsam sei.

Jahr 2022 eine Veranstaltung, zu der Pat:innen und Patenfamilien eingeladen wurden. Pat:innen waren dazu jedoch explizit nur als Gäste geladen. Die Familien wurden von der arabischsprachigen Honorarkraft hingegen zuvor per Telefon aufgefordert, für die Verpflegung bei der Veranstaltung zu sorgen. Auf der Internetseite des Vereins wird die Veranstaltung folgendermaßen resümiert:

Unser Dankesfest für Patenschaften am 5. Mai wurde von Ehrenamtlichen und Familien mit viel Freude aufgenommen. Die Patenfamilien haben Essen mitgebracht, um den Ehrenamtlichen ihren Dank auszusprechen. [...] Gerne lassen wir dieses Format zur Tradition und noch größer werden. Dann auch mit mehr Angeboten für die große Kleinkinderschar. (WIR GESTALTEN e.V. a)

Als ich zu der Veranstaltung kam, war mir die Idee dahinter nicht klar. Meine Patenjugendliche hatte keine Zeit dazuzukommen. Ebenso wenig ihre Eltern. Die jüngeren Geschwister brachten jedoch Salate vorbei.

Die Gefahr, dass die asymmetrische Grundlage der Patenschaftsbegegnung für die Beteiligten – allen voran für die Kinder – negative Auswirkungen haben könnte, prägte fortwährend die Arbeit von Koordinierenden. Kinderschutz und eine mögliche Gefährdung der Patenkinder durch übergriffiges Verhalten von Seiten der Pat:innen wurden während meiner Forschung wiederholt in der AG Qualität des KiPa-Netzwerks, die später in AG Qualität und Kinderschutz umbenannt wurde, thematisiert. Es wurden verschiedene Strategien geteilt oder entworfen, die schädigendem Verhalten der Pat:innen vorbeugen sollten. In diesem Zuge wurden vielfältige Gefahren adressiert, die sich aus dem ungleichen Verhältnis von Pat:in und Patenkind entwickeln können. So könne zum Beispiel eine schlecht kommunizierte Beendigung der Patenschaft für die Kinder (re-)traumatisierend wirken und in ihnen Schuldgefühle hervorrufen. Eine entsprechende Sensibilisierung von Ehrenamtlichen führte jedoch auch bei WG nicht immer dazu, dass die Beendigung von Patenschaften stets einem wünschenswerten Muster gefolgt wäre. Die Entscheidung, die Beziehung zu beenden, war für Pat:innen vielfach von Schamgefühlen begleitet, die das Resultat eines starken Pflicht- oder Verantwortungsgefühls und hoher Selbstansprüche gegenüber der ehrenamtlichen Tätigkeit waren. Derlei Emotionen führten paradoxerweise wiederholt dazu, dass die Patenschaft *nicht* offiziell beendet wurde, sondern einschliefe. Mirjam erklärte, dass sie die Pat:innen dann häufig gar nicht mehr erreiche und somit wenig Handlungsspielraum in dieser eigentlich zu vermeidenden Konstellation habe.

Weitere negative Konsequenzen der asymmetrischen Beziehungskonstellation und der darin angelegten Machtdisparitäten – gerade jene weniger offensichtlichen – wurden seltener im Tagesgeschäft reflektiert. Das betraf in etwa die Thematisierung eines Weißen Helferkomplexes, den Pat:innen womöglich in die Beziehung hineinrugten. Dieses Phänomen wurde hingegen ebenfalls in einem Treffen der AG Qualität zur Sprache gebracht. Ein Weißer Helferkomplex wird in den Sozialwissenschaften besonders im Feld des *Voluntourism*¹⁸ kritisiert, in dem vielfach die Vorstellung vorzufinden ist, dass

18 *Voluntourism* ist ein Neologismus, der sich aus den englischen Begriffen *Volunteering* und *Tourism* zusammensetzt und die Verbindung ehrenamtlicher und touristischer Tätigkeiten benennt.

junge weiße Menschen bereits aufgrund der Tatsache, dass sie weiß sind, über Expertise verfügen würden.¹⁹ Derartige, durch koloniale Kontinuitäten geprägte Begegnungsformen lassen sich jedoch nicht auf Lokalitäten im sogenannten ›Globalen Süden‹ reduzieren, wie die Ethnologin Katherine Braun hinsichtlich des bereits erwähnten Beispiels eines deutschen Wohltätigkeitsvereins, der sich der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit verschreibt, feststellt:

[T]here are important parallels between »third world aid« and current welcome culture [in Germany]. Both rely on hierarchical and inegalitarian structures of »help« and are connected to particular ways of seeing and understanding both »self« and »other«. In these social imaginaries, there are clearly (and dearly held) scripts of who is to be helped and in what way. These structures and imaginations are deeply shaped by gendered and racialized logics where the difference between the modern, emancipated female volunteer and the female, oppressed refugee plays a central role. (Braun 2017, S. 39)²⁰

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das komplexe Asymmetrieverhältnis in Patenschaften neben dem vielfach anzutreffenden Altersunterschied zwischen Pat:innen und Patenkindern durch strukturelle Ungleichheiten gekennzeichnet ist, die von sozioökonomischen Disparitäten über sprachliche Fähigkeiten, soziokulturell spezifisches Wissen hin zu Unterschieden in der formalen Bildung reichen. Gemeinsam bilden diese Aspekte ein Erfahrungsgefälle, auf dem der Anspruch der Wissensvermittlung an die Paten Kinder und deren Familien beruht und der das Verhältnis als Lernbeziehung fasst. Damit werden die Rollen der Gebenden und Empfangenden in der Unterstützungsbeziehung festgeschrieben, entlang derer sich komplexe Machtdynamiken entfalten. Zugleich sind an die Rollen der Gebenden und Empfangenden spezifische Anforderungen und Erwartungen geknüpft.

19 Die medizinische Anthropologin Noelle Sullivan beschreibt in ihrem Artikel *International Clinical Volunteering in Tanzania: A Postcolonial Analysis of a Global Health Business* besonders eindrücklich, wie zwei vorherrschende Tropen Voluntourism im Gesundheitsbereich in Ländern des ›Globalen Südens‹ vielfach prägen: Einerseits schreiben sich weiße Ehrenamtliche aufgrund der Vorstellung, dass sie durch ihr Weißsein der globalen Gilde echter Medizinerinnen angehörten, bereits Expertise zu, die sie den lokalen Schwarzen Experten absprachen. Andererseits wird die Lokalbevölkerung, an der die Ehrenamtlichen ihr meist unzureichendes Fachwissen ausüben, als so verarmt imaginiert, dass Praktiken, die in den Heimatländern der Ehrenamtlichen unvorstellbar wären, gerechtfertigt erscheinen. (Sullivan 2018, S. 312)

20 Ähnliches arbeitet die Kulturwissenschaftlerin und Kunstpädagogin Carmen Mörsch mit Blick auf die historischen Wurzeln heutiger kultureller Bildungsarbeit heraus: »Die möglichen Positionierungen des liberalen Bürgertums waren – ebenfalls wie heute im Kontext der Fluchtbewegungen – geprägt von Scham angesichts der ungleichen Besitzverhältnisse, von Gerechtigkeitsinn und einer damit einhergehenden politisch kämpferischen Position, vom Interesse an der eigenen, persönlichen und beruflichen Selbstverwirklichung im Rahmen dieser Kämpfe, von Furcht vor dem Verlust von Privilegien, von der Faszination am ›Anderen‹ und einer Lust an sozialer und sexueller Transgression, von einer Romantisierung dieses Anderen als authentisch, sowie von einem mit alledem einhergehenden, kaum gebrochenen, wenn auch heute selten explizit artikulierten Überlegenheitsgefühl, das die Lösung der sozialen Frage letztlich im Paternalismus verortet, die Anderen sich durch Erziehung ähnlich zu machen.« (Mörsch 2016, S. 177)

4.2.3 »Dann müsst ihr vielleicht in Vorleistung gehen«

Aus der Zuschreibung, dass Pat:innen in der ungleichen Beziehungskonstellation »die Starken« seien, leiteten die Koordinatorinnen bei WG Verantwortlichkeiten ab. Auf diese bereitete die Koordinatorin die neuen Pat:innen in einer Einführungsveranstaltung (24.04.2019) etwa mit den Worten »Dann müsst ihr vielleicht in Vorleistung gehen« vor. Eine solche Vorleistung produziert neben den zuvor angeführten strukturellen Determinanten eine zusätzliche Ebene der Ungleichheit, die sich vordergründig auf einer affektiv-emotionalen Ebene entfaltet: Pat:innen sollten sich in Nachsichtigkeit, Geduld und Ausdauer angesichts von Kommunikationsschwierigkeiten, Irritationen und Reibungsmomenten sowie auch hinsichtlich der Entwicklung der Beziehung üben. Die Schwierigkeit, dabei eine sinnvolle Balance zu den eigenen Erwartungen und Wünschen zu finden, wird auch im *Handbuch für Pat*innen* thematisiert:

Achte auf die Bedürfnisse deines Patenkindes. Versuche, dich in seine Lage zu versetzen und frage dich, was es gerade braucht [...]. Achte auch auf deine eigenen Bedürfnisse. Du musst sie nicht hintenanstellen. Bedürfnisse bilden die Grundlage für unser Wohlbefinden und nur, wenn es dir gut geht, kannst du ein guter Pate bzw. eine gute Patin sein.

Wiederholt konnte ich jedoch beobachten, nicht zuletzt an meinem eigenen Verhalten und meinen Überlegungen, dass Pati:nnen dennoch häufig dazu tendierten, ihre Bedürfnisse denen der Patenkinder unterzuordnen.

In der Mentoringforschung wird ein ähnlich gelagerter Anforderungskomplex etwa mit der Notwendigkeit des *attunement* von Mentor:innen bezeichnet. Die Professorin für Soziale Arbeit Julia Pryce betrachtete in einer qualitativen Studie (2012), die auf Beobachtungen von Mentoringtreffen sowie Interviews basierte, die Art und Weise, wie Mentor:innen sich auf ihr Gegenüber und dessen verbale und nonverbale Ausdrücke einstellten. Sie unterscheidet in der Auswertung der Daten zwischen *highly*, *moderately* und *minimally attuned* Mentor:innen, wobei sie und ihr Team schlussfolgern, dass die erste Gruppe die positivsten Ergebnisse in der Beziehungsentwicklung erzielen konnte. Das Ergebnis: *highly attuned* Mentor:innen, die sich im Vergleich zu den anderen beiden Gruppen zudem durch einen höheren Grad an Selbstreflexion auszeichnen, stellen ihre eigenen emotionalen Bedürfnisse hinter die ihrer Mentees, die sie sich empathisch aus mitunter nicht verbalisierten Hinweisen erschließen (ebd., S. 292f., 296). Diese Gruppe der Mentor:innen verbindet mit ihrer Beziehung zu den Mentees eine Form der Gegenseitigkeit, die jedoch getragen ist

by mentor interest in the youth (rather than by an expectation of mutuality as a way of meeting mentor needs). These mentors expressed hope that such interest would assist the youth in gaining comfort with the mentor and engaging more fully in the relationship. (Ebd., S. 293)

Eine sensible und fortwährende Ausrichtung und Anpassung von Mentor:innen an den Bedürfnissen der Mentees bildet den Beobachtungen von Pryce zufolge die Grundlage,

auf der sich die Beziehung produktiv entwickeln kann. Mit Blick auf die Ausrichtung und Entwicklung von Mentoringprojekten hält sie fest, dass »mentor attunement [...] a trainable concept« (ebd., S. 302) sei, auf das Koordinierende in der Vorbereitung und Begleitung der Mentor:innen dezidiert eingehen sollten:

Active listening, maintaining eye contact, identifying nonverbal as well as verbal cues, responding to these cues, maintaining flexibility, and soliciting youth ideas regarding activities are all actions that can be modeled for mentors and practiced prior to and during the mentoring relationship. (Ebd.)

In dem bereits erwähnten deutschen Patenschaftsprojekt »Balu und Du«, welches durch eine seiner Gründerinnen evaluiert wurde, wurde im Jahr 2012 eine weitere, eher ungewöhnliche Studie durchgeführt, die anhand des nachgewiesenen Cortisolspiegels in Haarproben der Kinder deren Umgang mit Stress betrachtete. Von Interesse war, wie sich das Verhalten der Mentor:innen auf die Stresserfahrung der Kinder auswirkte. Ein gewisses Maß an Autorität und Durchsetzungsvermögen vonseiten der Mentor:innen gegenüber ihren Mentees, so eines der Ergebnisse der Studie, sei demnach nicht nur positiv sondern auch notwendig. Im Ausblick des Abschlussberichtes formulieren die Autor:innen eine entscheidende Schlussfolgerung wie folgt:

Der adäquate Umgang mit den Herausforderungen in den Mentoring-Beziehungen steht und fällt letztlich mit den sogenannten Selbststeuerungskompetenzen des Mentors, d.h. den Stressbewältigungsstrategien, der Fähigkeit zur Selbstberuhigung sowie zur Selbstmotivation und Vieles mehr. Daher könnte eine Konsequenz im Sinne einer Aus- und Weiterbildung sein, dass gerade Maßnahmen zum Erlernen dieser Kompetenzen im Rahmen des »Balu und Du«-Programm angeboten werden. (Frankenberg/Aufhammer 2012, S. 35)

Auch der Theologe und Sozialarbeiter Paul-Stefan Roß verlangt, dass an die Stelle der Erwartung einer (emotionalen) Reziprozität, wie sie etwa Beziehungen im privaten Bereich begleitet, in Patenschaften stattdessen der Wert der *Solidarität* treten müsse. Er argumentiert, patenschaftliche Beziehungen stärker im zivilgesellschaftlichen Engagement zu verorten. Das bedeutet, dass Pat:innen in der Lage sein sollten

eine gewisse Distanz zu ihren Adressat*innen wahren zu können: also keine unreflektierten Erwartungen hinsichtlich Dankbarkeit, emotionaler Nähe, langfristiger Dauer oder wechselseitiger Unterstützung aufzubauen, sondern nüchtern beispielsweise mit Konflikten, Zurückweisung, Beziehungsabbrüchen oder fehlender Dankbarkeit zu rechnen. (Roß 2020, S. 382f.)

Hierfür sollen die Ehrenamtlichen mit Reflexionsformaten unterstützt werden, welche die Rückkopplung ihrer persönlichen Erfahrungen in fachliche und politische Sphären der Öffentlichkeit gewährleisten und die damit zugleich auf die strukturellen Determinanten der Benachteiligung der Zielgruppen von Patenschaftsformaten hinweisen können (ebd., S. 383). Wie jedoch konkret derlei Formate und Strukturen aussehen können und müssen, führt der Autor nicht aus. Somit werden auch die Herausforderungen und

Belastungen, die mit einer solchen Distanzierung im Sinne eines zivilgesellschaftlichen Beitrags einhergehen, nicht näher thematisiert.

Die Botschaft der sehr unterschiedlichen Beiträge, die hier angeführt wurden, ist die gleiche: Von Pat:innen wird verlangt, sich selbst angesichts der Bedürftigkeit und der Wünsche ihrer Patenkinder zurückzunehmen und sich sensibel und aufmerksam auf diese einzustellen. In diesem Zuge müssen die Ehrenamtlichen ihre eigenen Bedürfnisse und Erwartungen regulieren, sollen diese jedoch nicht vollkommen aus dem Blick verlieren. Ich argumentiere, dass sich eine solche empathische Ausrichtung am Gegenüber und die Aushandlung von Reibungsmomenten und Anstrengungen in Patenschaften vornehmlich auf einer affektiv-emotionalen Ebene entfalten. Etwaige Erfahrungen von Frustration, Ungeduld, Enttäuschung, Unsicherheit sowie diffusere Irritationen müssen von den Pat:innen reguliert und gelenkt werden, um an der Patenschaft festzuhalten. Sie werden damit als eine Form der Emotionsarbeit und Affektbewältigung interpretierbar.²¹ Werden diese Erfahrungen nicht reflektiert, gerahmt und/oder geformt, kann das die Patenschaftsbeziehung nachhaltig irritieren oder gefährden.

Im Zusammenhang mit der beschriebenen Vorleistung konnte ich wiederholt beobachten, dass Koordinatorinnen bei WG Pat:innen ebenfalls ein Motiv des Aushaltens nahelegten: Sie sollten etwa die sozioökonomische Prekarität aushalten, in der viele der Familien lebten, einen unsicheren Aufenthaltsstatus, ärmliche oder ungewohnte Wohnverhältnisse, als problematisch wahrgenommene Umgangsformen in der Familie sowie einen schier unendlichen Aufhol- und Unterstützungsbedarf ihrer Patenkinder in der Schule. Idealerweise sollten Pat:innen auch etwaigen Erzählungen über traumatische Fluchterfahrungen empathisch zuhören. Von ihnen werde jedoch nicht erwartet, so sensibilisierten die Koordinatorinnen ein ums andere Mal, dass sie in all diesen Bereichen aktiv werden. Im Gegenteil: Mirjam warnte in den Einführungsveranstaltungen wiederholt davor, dass Pat:innen in einen Aktionismus verfallen und das Bedürfnis entwickeln könnten, alles verändern bzw. verbessern zu wollen. Ein solcher Anspruch wurde einerseits als problematisch eingestuft, weil damit eine (meist unreflektierte) Abwertung der Lebensumstände der Patenkinder und deren Familien einhergehen konnte, die wiederum in einem paternalistischen Handlungsimpuls münden konnte. Mirjam sensibilisierte Pat:innen jedoch andererseits auch dafür, sich gegenüber einem solchen Eigenanspruch zu distanzieren, weil sich die Mehrzahl derartiger Problemlagen nicht kurzfristig lösen ließ und die Ehrenamtlichen nicht frustriert werden sollten. Zudem konnte der Unterstützungsbedarf die Expertise der Ehrenamtlichen (insbesondere bei behördlichen Belangen) und/oder deren zeitliche Kapazitäten übersteigen und damit zu einer Überforderung führen (vgl. Lorenzen/Zifonun 2011, S. 4f.). Dann sollten sich Pat:innen abgrenzen. Ein Motiv des Aushaltens berücksichtigte also ebenfalls die Bedürfnisse und

21 Laura Gozzer fasst eine solche Dimension von Emotionsarbeit mit dem Konzept der »Empathie als Emotionspraxis« (2022, S. 341) und resümiert hinsichtlich der Anstrengungen in den von ihr untersuchten Patenschaften mit Kindern psychisch erkrankter Eltern: »Auch wenn Verständnis für das Kind aufzubringen die oberste Maxime ist, fällt es den Pat:innen ob ihrer eigenen Verletzbarkeit und emotionalen Involviertheit in den Beziehungen nicht immer leicht. [...] Sie müssen emotional permanent an sich arbeiten.« (Ebd., S. 344)

Kapazitäten von Pat:innen. Die Anforderung an diese, sich in der Begegnung mit ihren Patenkindern empathisch an deren Bedürfnissen und Möglichkeiten auszurichten und entsprechend die eigenen Wünsche und Empfindungen zu regulieren, konnte somit in einem Widerspruch zu der Aufforderung stehen, auszuhalten und sich abzugrenzen. Denn Letztere erfordert wiederum eine Distanznahme. Doch auch eine solche Abgrenzung konnte für die Betroffenen zur Herausforderung werden, da auch diese mit Anstrengungen einherging, wie ich in den Fallbeispielen illustrieren werde.

Obwohl die zuvor beschriebenen Anforderungen und Aushandlungen sowohl in der Mentoringpraxis als auch in der Forschung hauptsächlich den Pat:innen zugeschrieben werden, konnte ich in meiner Forschung beobachten, dass Patenkinder und deren Familien ebenso ihre Bedürfnisse und Erwartungshaltungen regulierten und Verständnis und Geduld für das Gegenüber aufbringen mussten. Hier zwei kurze Beispiele: In einem abschließenden Gespräch mit meiner Patenjugendlichen und der Projektkoordinatorin nach circa drei Jahren, in dem wir uns entschlossen, unsere Beziehung von nun an inoffiziell weiterzuführen und aus dem formellen Kontext einer Projektpatenschaft zu lösen, sprach ich meine Schwierigkeiten angesichts der einseitigen Kontaktaufnahme an. Lara erwiderte, sich nicht von sich aus zu melden, weil sie wisse, dass ich viel arbeite und sie mir mit Anfragen zu möglichen Treffen keinen zusätzlichen Druck machen wolle, auch wenn sie sich über häufigere Treffen freuen würde. Zudem beschrieb sie, dass es ihr selbst unangenehm sei, Vorschläge und Nachfragen für Treffen abzulehnen. Sie schien davon auszugehen, dass es auch mir schwerfällt, nein zu sagen und wollte mir die Zwickmühle ersparen. Diese Rücksichtnahme überraschte mich. Wir verblieben, dass Lara sich bemühen würde, ihrerseits Treffen vorzuschlagen und ich versprach, dies nicht als Druck aufzunehmen und ehrlich abzusagen, sollte ich verhindert sein. Wir hielten aber auch fest, dass Lara natürlich ebenfalls ohne schlechtes Gewissen absagen könne.

Auf der erwähnten Dankesfeier sprach ich ein ehemaliges Patenkind auf die beendete Beziehung zu ihrer Patin an. Die Mutter kam mit ihren vier Kindern immer regelmäßig ins Kiezcafé und verlor auch über die turbulenten Monate der pandemiebedingten Einschränkungen sowie während der Herausforderungen, die der Umbau der Gemeinde- und Vereinsräumlichkeiten mit sich brachte, nie den Kontakt zum Verein. Viele Monate bemühte sie sich bei den Koordinatorinnen um eine Patenschaft für ihre älteste Tochter und war überglücklich, als diese Bemühungen schließlich fruchteten. Da die Patin sich jedoch um ihren erkrankten Vater kümmern musste und auch beruflich herausgefordert war, endete die Patenschaft nach kurzer Zeit wieder. Das Patenmädchen erschien mir auch zwei Jahre nach der Beendigung der Beziehung bei unserem Wiedersehen auf der Feier noch sichtlich bedrückt. Es sei schon traurig, dass die Patenschaft zu Ende gegangen sei, erklärte sie mir und wich dabei meinem Blick aus. Aber man müsse dann eben getrennte Wege gehen. Ich glaubte, in der Äußerung des Mädchens eindeutig die Wortwahl ihrer Mutter zu erkennen. Ganz offensichtlich besprach die Mutter also die beendete Patenschaftsbeziehung mit ihrer Tochter und unterstrich im Zuge dessen sowohl die emotionale Erfahrung als auch einen angemessenen Umgang damit. Das Mädchen erklärte mir, dass sie gern eine neue Patin hätte, jedoch wüsste, dass es derzeit nicht viele verfügbare Pat:innen gebe.

Die Patenschaftsprojekte bei WG waren mit Einführungsveranstaltungen, Workshops und Weiterbildungsformaten darauf ausgerichtet, vor allem die Pat:innen auf die Begegnung und die damit einhergehenden Herausforderungen und Verantwortlichkeiten vorzubereiten. Diese einseitige Semi-Professionalisierung gründete nicht zuletzt auf der Zuschreibung eines Ressourcengefälles zwischen Pat:in und Patenfamilie.²² Den Freiwilligen wurde spezifisches Wissen vermittelt, um die Patenschaftsbeziehung bestmöglich zu gestalten. Auf die Inhalte der Einführungsveranstaltung gehe ich in Kapitel 5.4 dezidiert ein. Die weiteren Veranstaltungsangebote orientierten sich im Zeitraum meiner Forschung einerseits an Vorschlägen, die Pat:innen entlang ihres beruflichen Hintergrundes dem Verein machten (z.B. zu kreativen Lernformen und der Vermittlung von Achtsamkeit) oder die (wie etwa das partizipative Fotoprojekt) extern an den Verein herangetragen wurden. Weiterhin wurden über das KiPa-Netzwerk Workshops von anderen Vereinen geöffnet (etwa zur Lebenswelt von Geflüchteten und zum Islam). Der Verein bemühte sich zudem, die Bedürfnisse der Pat:innen in seine Weiterbildungsangebote einzuhegen und erfragte regelmäßig inhaltliche Wünsche. Ein Format, das im Zeitraum meiner Forschung neben der verpflichtenden Einführungsveranstaltung als fester Bestandteil des Weiterbildungsangebotes für Pat:innen bestand, war ein Ganztagesworkshop zu Interkulturellem Training. Dieser war nicht verpflichtend, wurde jedoch allen Ehrenamtlichen ans Herz gelegt.²³

Pat:innen wurden also auf die ihnen zugeschriebenen Rollen als Gebende in der Patenschaftsbeziehung und auf damit möglicherweise einhergehende Herausforderungen, Reibungen und Konflikte vorbereitet. Sie wurden aufgefordert, diese gegenüber den Koordinatorinnen anzusprechen und/oder mit den Patenfamilien offen zu verhandeln. War Letzteres aufgrund sprachlicher Hürden nicht möglich, konnte auch die arabischsprachige Honorarkraft hinzugezogen werden – wobei diese für Vermittlungen, die über die konkrete Übersetzungsarbeit hinausgingen und implizite, soziokulturell spezifische Vorannahmen, Werte und Verhaltensnormen adressieren könnten, nicht vorbereitet war. Für Patenkinder wurden hingegen ausschließlich Formate angeboten, an denen sie gemeinsam mit ihren Pat:innen teilnehmen konnten. Das ist insbesondere auf das Alter der Kinder sowie die Schwierigkeit zurückzuführen, diese unabhängig von ihren Patinnen und Paten für die Angebote zu gewinnen. Das war auch der Fall bei der Workshopreihe »Wirkung Hoch Drei«, die zu den wenigen Projekten gehörte, die dezidiert die Perspektive der Patenkinder zentral stellte. Diese einseitige Wissensvermittlung im Rahmen der Semi-Professionalisierung von Freiwilligen, im Zuge derer

-
- 22 Eine solche Vorstellung eines Ressourcengefälles basiert u.a. auf einer weit verbreiteten und vielfach verkürzten Sicht aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft auf die Kategorien Sprache, (formale) Bildung etc. Angesichts dessen werden Ressourcen, die die Patenfamilien mitbringen, vielfach übersehen oder nicht ernst genommen (s. 3.1.2). Dabei ist jedoch festzuhalten, dass Pat:innen bei WG dezidiert dazu aufgefordert wurden, die Stärken der Kinder zu entdecken, zu fördern und diesen zu vergegenwärtigen – nicht zuletzt, um deren Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit zu stärken. Familien und der Zusammenhalt in diesen wurden in diesem Zusammenhang ebenfalls als Ressource betrachtet.
- 23 Die Kosten für die externe Trainerin überstiegen nach dem Auslaufen der Finanzierung von Aktion Mensch das Budget des Vereins, sodass vorerst hierauf verzichtet werden musste. Das bedauerten die Koordinatorinnen sehr.

diese als interkulturelle Broker für die Patenschaftsbeziehung sensibilisiert wurden, verstärkte und erweiterte das ohnehin asymmetrische Verhältnis.

Die Mentoringforschung listet in dem Handbuch *Elements of Effective Practice for Mentoring* zu den Gelingenskriterien für Patenschaften auf, dass auch Patenkinder und -familien idealerweise auf die angebahte Beziehung vorbereitet, sensibilisiert und in deren Verlauf begleitet werden sollen (Garringer et al. 2015, S. 36ff., 44ff.). Vereine in Berlin konnten dies aufgrund durchgängig prekärer und befristeter Projektfinanzierungen jedoch vielfach nicht bewerkstelligen. Das liegt auch daran, dass ein solches Vorhaben über bloße sprachliche Übersetzungsleistungen hinaus gehen muss und entsprechend weitere, ohnehin knappe Kapazitäten binden würde. Der Koordinatorin bei WG war bewusst, dass ihre Arbeit den Schwerpunkt auf die Pat:innen legte, und der Austausch mit den Familien und Kindern ausgebaut werden müsste. Sie resümierte jedoch hinsichtlich der ihr zur Verfügung stehenden beschränkten Ressourcen, dass es am Ende ein einfaches Rechenspiel sei. Obwohl auch für die Patenkinder und deren Familien die Projektkoordinatorinnen jederzeit erreichbar waren, erfuhren sie keine Vorbereitung und Begleitung.

Die Erziehungswissenschaftlerinnen Sabine Jungk und Serafina Morrin heben die Notwendigkeit von Formaten hervor, welche die Selbstfürsorgefähigkeiten sowie reflexive Strategien von Pat:innen fördern (Jungk/Morrin 2020, S. 284f.). Aus meiner Sicht zielen derartige Formate auf eine bewusste Auseinandersetzung mit jener affektiv-emotionalen Erfahrungsdimension ab, welche die hier beschriebenen Anforderungen an Pat:innen mit sich bringen. Diese Ebene wird jedoch von der Mentoringforschung nur selten adressiert, welche in ihrer Ausrichtung auf den Nutzen und die Effizienz von Patenschaften vielfach auf der Ebene der Anforderungen an Pat:innen verbleibt und die mit diesen einhergehenden Anstrengungen außen vor lässt.²⁴ Ein wichtiges Werkzeug in der Bewältigung herausfordernder oder belastender Erfahrungen, das in der Mentoringpraxis bereits vielfach Anwendung findet, ist der Austausch im Rahmen von Patenstammtischen. Diese organisierte auch WG mehrmals im Jahr. Die Mehrzahl der Ehrenamtlichen nahm diese Möglichkeit aufgrund knapper zeitlicher Ressourcen jedoch nicht regelmäßig wahr. Diejenigen, die auf die angebotenen Austauschmöglichkeiten zurückgriffen, befanden sich entweder am Anfang ihres Engagements, zeigten sich generell kommunikativ und offen gegenüber entsprechenden Formaten, oder standen unter einem erhöhten Leidensdruck. Wenn Pat:innen jedoch bei Problemen weder den Kontakt zum Verein noch den Austausch mit anderen Pat:innen suchten, hatten die Koordinatorinnen kaum Möglichkeiten, bei Spannungen oder Konflikten zu unterstützen. Herausfordernde Situationen blieben dann meist unreflektiert und unausgesprochen, wodurch die damit einhergehenden Irritationen häufig noch verstärkt wurden. Auf Grundlage dieser Beobachtungen und Überlegungen entstand die beschriebene Reflexionsgruppe für Pat:innen.

24 Jungk und Morrin (2020, S. 284f.) fordern zudem Möglichkeiten, einen kultursensiblen Austausch zwischen Pat:in und geflüchteter Person zu kultivieren: »Angebote der gemeinsamen Vergewisserung könnten eine neue Qualität entstehen lassen, sowohl hinsichtlich verschiedener Sachthemen als auch sozialer Interaktionsmuster und kultureller Deutungen.« (Ebd., S. 285) Die Autorinnen betonen in diesem Zuge, dass derlei Formate sowohl soziokulturell als auch auf die jeweiligen Altersgruppen zugeschnitten sein müssten.

4.2.4 Streben nach Gegenseitigkeit und Augenhöhe

Trotz dieser multiplen und miteinander verschränkten Dimensionen der Asymmetrie wurde im Vermittlungs- und Begleitprozess von Patenschaften fortwährend ein respektvoller und interessierter gegenseitiger Austausch über kulturelle und religiöse Unterschiede hinweg thematisiert und angestrebt. In diesem Zuge wurde das beidseitige Lernen betont, denn Patenschaften zielen auf eine Entwicklung beider Parteien ab – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und auf verschiedenen Ebenen. Das beidseitige Lernen wird auch im Ansatz generativen Handelns ausbuchstabiert: »Die Jüngeren sind in Generationenbeziehungen nicht nur Hilfeempfänger(innen) und Lernende, sondern sie geben auch etwas und ermöglichen Entwicklungsprozesse der Älteren.« (Jakob 2019, S. 39) Ein reziproker Austausch und gegenseitiges Interesse sei, so äußerten die Koordinatorinnen des Vereins verschiedentlich, für alle Beteiligten sowie auch gesamtgesellschaftlich von Bedeutung, da sie ein friedliches Miteinander ermöglichen: »Dass es tatsächlich darum geht, den anderen zu akzeptieren und zu tolerieren, weil ich ihn kenne und weil ich ihn mag. Das ist [...] das Herzstück einer Patenschaft.« (Interview 10.05.2019) Diese Aussage verdeutlicht, dass Vorstellungen von Reziprozität in der Patenschaft von beidseitigen Interessenbekundungen und Lernprozessen auf die Ebene einer bedeutsamen emotionalen Bindung zwischen Pat:in und Patenkind ausgeweitet wurden. Pat:innen erklärten, durch die Beziehung zu Kindern lernen und sich weiterentwickeln zu wollen. Sie betonten, eine andere Lebenswelt kennenlernen zu wollen, den Austausch mit Kindern in ihrem Alltag zu vermissen und in dem Ehrenamt zu suchen. Die Mehrzahl der Freiwilligen, die ich im Verlauf meiner Forschung kennenlernte, schrieben der Beziehung zu ihrem Patenkind dabei eine tragende Bedeutung zu. Sie hofften, gerade auf dieser zwischenmenschlichen Ebene mit ihrem Engagement einen Unterschied zu machen. Hierin wurden sie vom Verein ermutigt und bestärkt, der die Pat:innen fortwährend für die Bedeutung der Beziehung sensibilisierte. Pat:innen begleiteten entsprechend vielfach der Wunsch und die Erwartung, in der Patenschaft eine emotionale Resonanz von den Patenkindern zu erhalten. Vor dem Hintergrund, dass eine »gute, reziproke Beziehungsqualität von Ehrenamtlichen als wertvoll erlebt« (Jungk/Morrin 2020, S. 277) wurde, konnte die Wahrnehmung, dass eine solche emotionale Resonanz und Reziprozität fehlten, problematisch werden.

Die im vorherigen Abschnitt beschriebene Aufforderung an Pat:innen, gegenüber ihren Patenkindern in »Vorleistung« zu gehen und sich in Nachsichtigkeit, Geduld und Ausdauer zu üben, verschleierte, dass auch Pat:innen Bedürfnisse und Erwartungen in die Beziehung einbringen. Ein Projektkoordinator formulierte einmal zu einem Treffen der AG Qualität: »Wir bringen alle eine gewisse Bedürftigkeit mit, die uns dazu bewegt, eine Patenschaft einzugehen.« (03.06.2020) Ich beobachtete, dass sich diese Bedürftigkeit vielfach auf den Wunsch nach einer emotionalen Nähe zu dem Patenkind bezog. Derlei Bedürfnisse und Erwartungen waren meist schwer verhandelbar und nicht flexibel entlang verschiedener Rollenverhältnisse anpassbar. An der Schnittstelle zwischen einem Schwerpunkt auf der Beziehungsentwicklung und der Wichtigkeit der emotionalen Bindung einerseits – die konzeptionell von Vereinsseite ebenso wie motivational von den Ehrenamtlichen hervorgehoben wurden – und der Forderung an Pat:innen andererseits, eigene Bedürfnisse und Erwartungen, die genau jene Aspekte adressieren,

gegebenenfalls zurückzustellen, entfaltete sich ein potenzielles Konfliktfeld (vgl. Seise 2023a). Hinzu kam, dass Bedürfnisse und Grenzen oftmals unausgesprochen blieben. Dadurch wurden die ohnehin herausfordernden, jedoch notwendigen Anpassungsleistungen einer institutionalisierten Patenschaftsbeziehung mit Kindern – die Einhegung von Erwartungen und die damit verbundenen Anstrengungen – weiter erschwert.

Die verschiedenen Dimensionen von Reziprozität in der Patenschaftsbeziehung wurden häufig mit einem Ideal der Augenhöhe verknüpft: »Keiner ist höher!« (Einführungsveranstaltung 24.10.2019)²⁵ Der Verein betont in seinem *Handbuch für Pat*innen* entsprechend die Bedeutung eines partnerschaftlichen Umgangs:

In der Patenschaft bist du mit deinem Patenkind gleichwertige/r Partner*in und so sollt ihr auch miteinander umgehen. Das heißt, die gegenseitige Anerkennung, Akzeptanz, Verständnis und Handlungsfreiheit müssen offensichtlich sein. Partnerschaftlichkeit führt keineswegs zu Autoritätsverlust, sondern fördert den vertrauensvollen Umgang miteinander.

Die Versöhnung eines partnerschaftlichen Umgangs mit einem gewissen Maß an Autorität erwies sich für Pat:innen mitunter als schwierig, wie ich in den Fallbeispielen schildern werde. Zudem stellt sich die Frage, wie sich Gegenseitigkeit hinsichtlich der im Handbuch angeführten Werte der »Anerkennung, Akzeptanz, Verständnis und Handlungsfreiheit« in der Beziehung mit einem Kind etablieren lässt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Forderung einer Vorleistung.

Neben den Facetten beidseitiger Austausch- und Lernprozesse sowie partnerschaftlicher Umgangsformen auf der Basis einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung umfasst Augenhöhe Respekt vor den Grenzen des Gegenübers, Verständnis für dessen Perspektive sowie Raum für individuelle Bedürfnisse. Besonders Letzteren wohnt in einer hoch individualisierten Gesellschaft wie der deutschen, zu deren im Grundgesetz artikulierten Grundwerten Gleichheit, Autonomie und Entscheidungsfreiheit des Einzelnen sowie die individuelle Persönlichkeitsentfaltung gehören, eine große Bedeutung inne. Damit wird Augenhöhe als ein kulturspezifisches Ideal erkennbar, welches sich auch in Erziehungspraktiken wiederfinden lässt, die jedoch klassenspezifisch sind. Die Entwicklungspsychologin Heidi Keller stellt fest, dass es besonders die sozioökonomischen Voraussetzungen einer gebildeten Mittelschicht sind, die ein damit korrelierendes »Modell elterlicher Fürsorge, das das individuelle Kind in den Mittelpunkt stellt und die soziale Umwelt in der Pflicht sieht, die Bedürfnisse und Wünsche dieses Kindes zu erspüren und feinfühlig zu beantworten« (Keller 2015, S. 6), ermöglichen und hervorbringen.

25 Nach Beendigung meiner Datenerhebung erfuhr ich, dass die Koordinatorinnen begannen, den Themenkomplex um Augenhöhe aktiv in der Einführungsveranstaltung für neue Pat:innen zu adressieren. Sie zeigen hierin seither das Video *Unterstützungsarbeit. Auf Augenhöhe mit Geflüchteten? Ein Reflexionsvideo*. Dieses Video wurde vom IQ (Integration durch Qualifizierung)-Netzwerk Baden-Württemberg in Kooperation mit dem Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik in Baden-Württemberg erstellt und auf YouTube hochgeladen (https://www.youtube.com/watch?v=noTPpA8_264, vom 31.03.2026).

In engem Bezug zur Bindungstheorie nach John Bowlby und Mary Ainsworth entwickelt sich ein kulturspezifisches Ideal der psychologischen Autonomie²⁶:

Psychologische Autonomie bedeutet sich seiner eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bewusst zu sein, diese frei zu kommunizieren und über ihre Realisierung zumindest mit zu entscheiden. So entsteht ein Gefühl individueller Selbstwirksamkeit, das als Grundlage einer gesunden Persönlichkeit verstanden wird. Dieses Verständnis von Autonomie hat Konsequenzen für das Verständnis sozialer Beziehungen. Eigenständig denkende und fühlende Individuen respektieren die Ich-Grenzen der anderen und verhandeln die Bedürfnisse und Wünsche anderer auf dem Hintergrund der eigenen Interessen. Dazu gehört Durchsetzungsfähigkeit als soziale Kompetenz. (Ebd., S. 6f.)

Das Ideal psychologischer Autonomie prägt die Erziehung und Sozialisation von Anbeginn und spiegelt sich auch in den Leitlinien von Institutionen wie etwa Kindertagesstätten wider. Dieses Ideal war auch Bestandteil der Entwicklungsvorstellungen und Erziehungsideale, die der Arbeit von WG zugrunde lagen, und rahmte entsprechend die Zielsetzungen für die Patenschaftsbeziehungen: Das Erleben und Vermitteln von Selbstwirksamkeit sowie das Respektieren von Grenzen – sowohl der eigenen als auch der des Gegenübers – wurden Pat:innen als zentrale Werte und Handlungsorientierungen vermittelt.

Pat:innen bei WG – und darüber hinaus – vollzogen in ihren Beziehungen zu den minderjährigen Patenkindern also einen herausfordernden Spagat, der ihre Rolle als zivilgesellschaftliche Unterstützer:innen, privilegierte und ressourcenreiche Vorbilder und Vermittler:innen von verschiedenen Wissensformen mit dem Streben nach gegenseitigem Austausch, einer engen emotionalen Bindung, Partnerschaftlichkeit und Augenhöhe versöhnte. Hannah Schott-Leser stellt in diesem Zusammenhang fest, »dass in der Mentoren- und Patenschaftsbeziehung ein konstitutiver Widerspruch angelegt ist, der sich aus einer pädagogischen Aufgabe und einer zugleich nicht-pädagogischen Beziehungsstruktur ergibt« (Schott-Leser 2018, S. 59). Thomas E. Keller und Julia M. Pryce bezeichnen dieses Spannungsverhältnis in ihrem gleichnamigen Aufsatz als *Mutual but unequal*: Mentoringbeziehungen zeichnen sich ihnen zufolge einerseits durch Freiwilligkeit sowie für beide Seiten vorteilhafte und angenehme Tätigkeiten aus, was sie in den Bereich freundschaftlicher Beziehungen rücke. Andererseits übersetze sich die ungleich verteilte soziale Macht in dem Verhältnis in ein Gefälle der Verantwortlichkeiten in der Beziehung und ein gewisses Maß an Autorität von Seiten der Mentorin (Keller/Pryce 2010, S. 37f.). Das führe dazu, dass »ideals of egalitarian reciprocity are not applicable in the same way« (ebd., S. 38). Diese Ungleichheit wiederum gleiche eher einem Eltern-Kind-Verhältnis. Keller und Pryce resümieren, dass besonders tragende Mentoringbeziehungen jene seien, in denen Mentor:innen vermögen, eine Balance

26 Der psychologischen Autonomie wird die Handlungsautonomie gegenübergestellt: »Der Sozialisationspfad mit dem Ziel interdependenter sozialer Verantwortlichkeit führt von Anfang an durch vielfältige Handlungskompetenzen. Schon mit 3 Jahren helfen Kinder im Haushalt, erledigen kleine Besorgungen, richten Nachrichten aus und versorgen jüngere Geschwister. Das tun sie alles autonom, indem sie selbst viele Entscheidungen treffen müssen, die zur kompetenten Ausführung dieser Handlungen notwendig sind.« (Keller 2015, S. 36)

zwischen beiden Dimensionen herzustellen. Inwiefern dies herausfordernde Aushandlungen für Pat:innen impliziert, wird wiederum nicht näher erörtert.

Weiterhin konnte ich beobachten, dass das Ideal einer zwischenmenschlichen – freundschaftlichen – Nahbeziehung auf Augenhöhe von Ehrenamtlichen vielfach als machtkritisches Korrektiv der grundsätzlichen und von ihnen häufig als unangenehm empfundenen Asymmetrie zwischen gebenden Pat:innen und hilfebedürftig empfangenden Patenfamilien aufgefasst wurde. Diesen Aspekt veranschaulicht eine Vignette treffend, die eine der Studierenden der Fokusgruppe in Vorbereitung auf eine Veröffentlichung unserer Inhalte verfasste:

Auf der Verlobungsfeier meiner Patenjugendlichen.

Franziska, die Patin einer der jüngeren Schwestern von Juju, und ich treffen uns an der Straßenecke, um gemeinsam auf die Verlobungsfeier meiner Patenjugendlichen zu gehen. In der Wohnung der Familie angekommen, begrüßen wir etwas schüchtern die bereits anwesenden Gäste und setzen uns schließlich in eine der hinteren Stuhlreihen. Wir sind etwas nervös, weil wir nicht wissen, was uns erwartet. Immer mal wieder kommen wir mit den Frauen und Mädchen um uns herum ins Gespräch. Meistens geht es darum wer wir sind, was wir machen und wann es denn endlich losginge.

Als Franziska wie selbstverständlich auf die Frage einer Frau, ob wir Lehrerinnen von Juju wären, mit »Ja« antwortet, fühle ich mich auf einmal unwohl. Es sollte dazu gesagt werden, dass bei den Patenfamilien die Pat:innen häufig als Lehrer:innen bezeichnet werden. Der Verein versucht die verschiedenen Rollen einer Patenschaft zu benutzen und zu erklären und spricht von Begleiter:in, Unterstützer:in, Ermutiger:in, Freund:in, Lehrer:in usw. *Lehrerin* scheint jedoch eines der Hauptanliegen der Eltern bei der Aufnahme einer Patenschaft für ihr Kind widerzuspiegeln, weshalb sich wohl der Einfachheit halber *Lehrer:innen* als treffendstes Äquivalent für Pat:innen bei vielen Patenfamilien durchgesetzt hat.

Deutlich wird anhand des Begriffs, dass hier erste unterschiedliche Erwartungshaltungen aufeinandertreffen. Welche Vorstellungen habe ich von meiner Patenschaft und welche die Eltern und Kinder? Ich möchte nicht nur als Lehrerin gesehen werden. Aber wieso genau habe ich ein Problem mit dem Begriff als Bezeichnung für die Beziehung, die ich zu Juju habe? Vielleicht zum einem, weil er so eindimensional klingt, ich aber vor allem eine Freundin für sie sein will und nicht nur ihre Lehrerin. Klar spielt auch schulische Unterstützung eine Rolle in unseren Treffen, aber es ist auch nur eine von vielen verschiedenen Rollen, die ich ihr gegenüber einnehme. Außerdem vermittelt dieser Begriff etwas von Verantwortung und Autorität, er gibt ein klares Rollen- und Machtverhältnis vor, was meinen Vorstellungen von einer Patenschaft widerstrebt. Vielleicht sträube ich mich deswegen dagegen zu sagen eine Lehrerin für Juju zu sein, weil ich doch an dem so oft propagierten Ideal der Augenhöhe festhalte, das wir schon relativ zu Beginn für uns als Forschungsgruppe als Illusion problematisiert haben. Wenn ich aber stattdessen sage, wir sind Freundinnen, weil ich eben eine Beziehung anstrebe, die weniger hierarchisch aufgebaut ist, kann ich die Machtasymmetrien vielleicht eher umgehen. Oder verschleierte ich dann diese einfach nur, da sie zwangsläufig existieren?

Jedenfalls bemerkt Franziska meine Irritation und fragt mich, was ich denn denke für Juju zu sein. Woraufhin ich fragend mit einem »vielleicht wie eine Freundin« antworte. Ich erinnere mich, dass Juju bei einem unserer ersten Treffen mal zu mir meinte: »Sie sind meine einzige deutsche Freundin.«

Vergleichbar dazu beschreibt auch Laura Gozzer den Anspruch einer freundschaftlichen Beziehung einer ihrer Gesprächspartnerinnen wie folgt: »Das Ideal der Freund:innen-schaft ist mit ihrer politischen Haltung, dem Abbau von Hierarchien und Egalitarismus, verknüpft.« (Gozzer 2022, S. 280) Sie führt jedoch zugleich die Kehrseite eines solchen freundschaftlichen Anspruchs aus. Das Machtgefälle und damit auch die Bedürftigkeit der Hilfesuchenden werden verschleiert:

Eine Freund:innenschaft steht dann für eine mögliche Ebenbürtigkeit im Gegensatz zum Machtgefälle zwischen Helfer:innen und Bedürftigen. [...] Das heißt im Umkehrschluss auch, dass die geflüchteten Menschen für die egalitäre Freund:innenschaft ihre Bedürfnisse hintenanstellen und für Informalität, Unbeschwertheit und Reziprozität sorgen müssen. Versuche, eine Beziehung »auf Augenhöhe« herzustellen, stoßen hier an Grenzen der ungleich verteilten Ressourcen und damit einhergehenden Hierarchien. (Ebd., S. 283)

Das Format, auf welches sich Gozzer hier bezieht, vermittelt Patenschaften zu erwachsenen Geflüchteten. Übertragen auf die Patenschaften mit geflüchteten Kindern können entsprechende Erwartungen an eine freundschaftliche Ebenbürtigkeit und Reziprozität zusätzlich zu der Verschleierung von Bedürfnissen darein resultieren, dass altersspezifische Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen übersehen oder fehlinterpretiert werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in Patenschaftsbeziehungen die Vorstellung vorherrscht, dass Entwicklung und Wissenszuwachs sowohl bei den Patenkindern und deren Familien als auch bei den ehrenamtlichen Pat:innen stattfinden. Die Basis für diese Entwicklungen stellt eine enge zwischenmenschliche Bindung zwischen Patenkind und Pat:in dar. Dieser wohnt ein Ideal von Augenhöhe inne, das die Achtung individueller Bedürfnisse und Grenzen beinhaltet, die als Grundwerte einer individualistisch geprägten Gesellschaft und deren kulturspezifischem Ideal psychologischer Autonomie erkennbar werden und entscheidend vorherrschende Erziehungsideale und -praktiken prägen. Zwischen diesem Ideal der Augenhöhe und dem komplexen Asymmetrieverhältnis in Patenschaften entsteht ein Spannungsverhältnis, welches jedoch von den beteiligten Akteuren selten explizit adressiert wird. Die angeführten Verweise aus der Mentoringforschung zu damit vergleichbaren Problematiken unterstreichen, dass dieses Spannungsverhältnis keineswegs auf die Patenschaften, die ich in meiner Forschung beobachten, begleiten und erleben durfte, beschränkt ist. Vielmehr lässt sich eine *asymmetrische Augenhöhe* als implizites, jedoch zentrales und formatübergreifendes Charakteristikum von Patenschaftsbeziehungen fassen.

Wie an der zitierten Vignette deutlich wird, thematisierten wir im Rahmen unserer Fokusgruppe Überlegungen zu Asymmetrie und Augenhöhe wiederholt anhand unserer Erfahrungen. Dabei stellte sich heraus, dass sich unser Bewusstsein gegenüber dieser grundsätzlichen Ambivalenz in der Patenschaftsbeziehung und unser Bemühen um Augenhöhe durch unsere anthropologische Prägung und die Doppelrolle, die wir in unseren Patenschaften einnahmen, noch einmal verstärkten: Das Streben nach einem respektvollen und partnerschaftlichen Umgang im Feld, kollaborative oder partizipative Forschungsansätze sowie Reflexionen über Machtgefälle prägen spätestens seit der *Writing*

Culture-Debatte und dem Erstarken postkolonialer Ansätze fachliche Diskussionen und die Positionierungen von Forschenden im Feld. In der Fokusgruppe nahmen wir wiederholt auf diese Diskussionen Bezug. Dabei beeinflusste besonders der Anspruch, eine kulturrelativistische Grundhaltung einzunehmen, unsere Überlegungen, die Patenkin-der nicht bevormunden, zurechtweisen oder belehren zu wollen – auch nicht indirekt. Wir reflektierten wiederholt die angelegten Machtkonstellationen.

4.2.5 »Von Kindern wird erwartet, zurückhaltend und schweigsam zu sein«

Verkompliziert wurde die Verhandlung von Asymmetrie und Augenhöhe durch die soziokulturelle Spezifik von Rollenvorstellungen und damit verknüpften Verhaltensregistern: Mirjam bereitete neue Freiwillige in den Einführungsveranstaltungen darauf vor, dass Pat:innen oftmals *ungewollt* von den Patenfamilien auf einen Thron gehoben werden. Das *Handbuch für Pat*innen* sensibilisiert diesbezüglich für Unterschiede im Erziehungsstil und damit einhergehende Autoritätszuschreibungen. Dabei wird die Unterscheidung in individualistische und kollektivistische Gesellschaften herangezogen. Diese Unterscheidung, die auch in der Psychologischen Anthropologie bis heute diskutiert wird und theoretische Ansätze informiert, geht auf die Arbeiten des Kulturwissenschaftlers und Sozialpsychologen Geert Hofstede (1980) zurück, der damit unterschiedliche Wertesysteme von Kulturen beschrieb, in denen das Individuum respektive die Gruppe den zentralen Bezugsrahmen stellen. Hazel R. Markus und Shinobu Kitayama (1991) formulierten aus kulturpsychologischer Sicht einen damit verwandten Ansatz, in dem sie zwischen einem independenten und einem interdependenten Selbst differenzierten. Während beim independenten Selbst Werte wie Autonomie und Selbsterfüllung von entscheidender Bedeutung sind, wie sie auch im Ideal psychologischer Autonomie (s.o.) wiederzufinden sind, wird beim interdependenten Selbst die soziale Verbundenheit hervorgehoben und Werte wie Gemeinschaftssinn und Rücksichtnahme betont.²⁷ Im *Handbuch für Pat*innen* wird darauf hingewiesen, dass Kindeserziehung keine Universalie sei:

Kinder aus arabischen Kulturen [die hier neben asiatischen und afrikanischen Kulturen zu den kollektivistischen Gesellschaften gezählt werden] werden oft zu Respekt und Gehorsam gegenüber fremden Erwachsenen und Eltern erzogen. Den Eltern wird besondere Ehre entgegengebracht, der Vater ist als Familienoberhaupt eine Autoritätsperson und die Mutter die tragende Stütze in der Familie. Die Erziehung im islamischen Glauben ist religiösen Familien sehr wichtig. Die gesamte Familie ist hierarchisch aufgebaut, so dass nicht nur den Großeltern, Eltern oder Gästen, sondern auch älteren Geschwistern besonderer Respekt entgegengebracht wird. Von Kindern wird erwartet, eher zurückhaltend und schweigsam zu sein, wenn Erwachsene mit ihnen reden. Diese Achtung erleben erfahrungsgemäß auch Pat:innen. Dies [sic!] Verhalten kann auf Pat:innen befremdlich wirken und von ihnen fehlinterpretiert werden.

In welchem Maß Patenfamilien ihre Handlungen und Erziehungsstile tatsächlich an diesen Idealen und Normen ausrichten, kann ich auf der Grundlage meines Materials nicht

27 Diese theoretischen Ansätze fanden auch Eingang in die Mentoringforschung zu interkulturellen Begegnungen (vgl. Schüler 2020, S. 95; Goldner/Scharf 2014).

beurteilen. Die binäre Gegenüberstellung individualistisch und kollektivistisch geprägter Gesellschaften ist unlängst überholt und wurde vielfach als simplizistisch kritisiert. Nichtsdestotrotz lassen sich Unterschiede in den Erziehungsstilen und den Anforderungen an kindliches Verhalten vorfinden. In zahlreichen Gesellschaften wird von Kindern Zurückhaltung und Respekt gegenüber Erwachsenen erwartet. Der Verweis im *Handbuch für Pat*innen* belegt zudem, dass der Verein eine entsprechende Unterscheidung als hilfreich erachtete, um Pat:innen für die Begegnungen mit den Familien vorzubereiten und möglichen Missverständnissen in der Auslegung des Verhaltens des Gegenübers vorzubeugen. Denn ein individualzentriertes Personenkonzept prägte zweifellos zu einem gewissen Maß auch die Mehrzahl von uns Pat:innen und konnte in unterschiedlicher Weise Konflikte und Spannungen produzieren.²⁸ Diese äußerten sich häufig in herausfordernden Aushandlungen über die eigene Rolle und das Verhältnis von Nähe und Distanz in den Beziehungen. In informellen Gesprächen und Interviews, die ich mit Pat:innen führte, bezogen diese sich wiederum wiederholt auf derlei vom Verein vermittelte Erklärungsansätze und Konzepte, um Herausforderungen oder irritierende Momente in ihren Patenschaften einzuordnen. Es lässt sich also festhalten, dass die Gegenüberstellung von individualistisch und kollektivistisch geprägten Erziehungsstilen unabhängig von den konkreten – und zweifelsohne heterogenen – Norm- und Wertvorstellungen der Familien und Freiwilligen sowohl auf konzeptueller Ebene als auch in konkreten Praktiken Wirkmacht entfaltete.

Der Hinweis, dass Pat:innen für ihre Patenkinder eine Autoritätsperson darstellen, der gegenüber sich diese respektvoll zu verhalten haben, passt zu meiner Beobachtung, dass viele Patenkinder ihre Pat:innen auch nach vielen Monaten noch siezten. Als Antwort, warum das so sei, erhielt ich von den Patenkindern vielfach die Erklärung, das sei höflicher und respektvoller. Auch ich wurde und werde von meiner Patenjugendlichen nach wie vor in bestimmten Gesprächssituationen gesiezt. Ich meine, dass Lara je nach Gesprächsthema und Setting zwischen einer Sie- und einer Du-Ansprache wechselt. Insgesamt scheint nunmehr jedoch Letztere zu überwiegen. Inwiefern das auf die Entwicklung unserer Beziehung und/oder auf ihr Älter-Werden zurückzuführen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Ein weiterer möglicher Erklärungsansatz könnte lauten, dass eine gewisse Distanz, die die Kinder und Jugendlichen durch das Siezen aufbauen, für sie als ein Schutzmechanismus fungiert. Während die förmliche Anrede bei Pat:innen besonders zu Beginn der Patenschaften Irritationen hervorrief – steht sie doch in einer Erwachsenen-Kind-Beziehung für das Gegenteil von Augenhöhe – gewöhnten sich die meisten mit der Zeit daran und gaben es auf, den Patenkindern das ›Du‹ beständig von neuem anzubieten. Die Irritationen um die höfliche, jedoch zumeist auch distanzierte Ansprache verlagerten sich dann meist schnell in den Hintergrund.

28 Wie sich individualzentrierte Konzeptionen des Selbst bei den Pat:innen biografisch ausformten, lässt sich mit meinen Daten nicht umfangreicher darstellen. Diesbezüglich wären Interviews sinnvoll gewesen, die dezidiert Narrative zu biografischen Zusammenhängen fördern. In meinem ursprünglichen Forschungsdesign hatte ich in den Interviews mit Pat:innen diesen Raum jedoch nicht vorgesehen. In den leitfadengestützten narrativen Interviews erfragte ich bisherige freiwillige Tätigkeiten sowie ihre Motivationen für eine Patenschaft. In welchem Umfang mein Gegenüber diesen Aspekt ausführte und dabei biografische Verknüpfungen herstellte, variierte stark.

Auch die beschriebene Zurückhaltung von Patenkindern, ihre Bedürfnisse zu äußern, erlebte ich vielfach selbst. Als ich Lara nach über zwei Jahren einmal fragte, warum sie mir nie schreibe, wenn sie sich treffen wolle, antwortete sie grinsend und mit gesenktem Kopf, dass sie sich schäme und schüchtern sei. Lange Zeit ordnete ich Entgegnungen wie ›ist mir egal‹ oder ›weiß nicht‹ auf meine Vorschläge als Desinteresse oder Gleichgültigkeit ein und nahm sie persönlich. Damit war ich nicht allein. Natürlich können derlei Äußerungen als typisch für die hier beschriebene Altersgruppe pubertierender Jugendlichen interpretiert werden. Das Wissen hierum trat jedoch häufig in den Hintergrund. Ein Pate äußerte sich in einem Interview, in dem ich ihn fragte, inwiefern Augenhöhe in einer Patenschaft möglich sei, wie folgt: »Ich räume die ihm [seinem Paten] jugendlichen ein, aber er nutzt die nicht, zumindest bei mir. Es ist nicht so, dass er sagen würde, er würde das und das machen oder etwas einfordert von mir, das tut er nie.« (Interview 23.08.2019) Der Pate ging davon aus, dass Augenhöhe in der Interaktion zwischen zwei Personen hergestellt wird – sie wird von dem Paten angeboten und kann von dem Patenjugendlichen abgelehnt werden. In diesem Zusammenhang thematisierte er seine Befürchtung,

dass es so von der Energie, die ich investiere, dass sich das so ein bisschen totläuft. Dadurch, dass ich mehr die Initiative ergreife und wenn dann von ihm so wenig zurückkommt, würde es auf Dauer Gefahr laufen, dass ich dann sage, ich habe nicht das Gefühl, dass es so viel Sinn macht ... Ja, weil ich ihm hinterherlaufe und er das eher so aus einem Pflichtgefühl seiner Mutter gegenüber macht. (Interview 23.08.2019)

Der Pate führte die einseitige Kontaktaufnahme und die fehlende Initiative seines Patenjugendlichen auf eine mangelnde oder unzureichende Motivation für die Patenschaft zurück. Diese stellte die von ihm aufgebrachte Energie und die Sinnhaftigkeit seines Engagements in Frage und gefährdete auf lange Sicht seine Patenschaft. Von Pat:innen wurde gerade angesichts derartiger Irritationen Geduld und Verständnis für das Gegenüber verlangt. Viele tendierten trotz der umfangreichen Vorbereitung auf ihre Rolle jedoch häufig dazu, das Verhalten des Gegenübers entlang der eigenen Vorstellungen und Maßstäbe einzuordnen und zu bewerten. Eine Distanz gegenüber irritierenden Verhaltensweisen der Patenkinder konnte dann häufig nicht aufgebaut oder aufrechterhalten werden und machte die Aufforderung zur Nachsicht zur Belastungsprobe.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in Patenschaften verschiedene Aspekte verhandelt werden müssen: institutionelle und individuelle Zielsetzungen, Bedürfnisse und Erwartungshaltungen, ein breites Spektrum möglicher kulturell geprägter Beziehungsmodelle und Rollenverhältnisse sowie die damit korrelierenden Wertvorstellungen und Verhaltensregister. Patenschaften stellen somit einen Raum dar, der als *Kultur der Reibung* verstanden werden kann: »Unter ›Kulturen der Reibung‹ verstehen wir [...] Formen des Zusammenlebens und -arbeitens, in denen kulturelle Differenzen und Pluralität anerkannt, begrüßt und die mit ihnen möglicherweise verbundenen Konflikte ausgetragen werden.« (Warstat/Dilger 2021a, S. 12)²⁹ Besonders spannend an diesem

29 Der Begriff der *Kulturen der Reibung* wurde in dem Sammelband *Umkämpfte Vielfalt – Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung* (2021b) eingeführt. Dessen Beiträge versammeln vielfältige

Raum ist, dass es vor allem die Pat:innen sind, von denen erwartet wird, diese Reibungen abzufangen und auszutariieren. Nachfolgend beleuchte ich weitere Aufgabenbereiche, die Pat:innen zugewiesen werden.

4.3 Pat:innen als Erziehungsinstanz

In der Patenschaft erweiterst du die Perspektive deines Patenkindes. Es macht neue Erfahrungen und erfährt durch deine Zuwendung mehr Selbstvertrauen und soziale Kompetenzen. Bisher unentdeckte Talente kommen zum Vorschein und kognitive Fähigkeiten werden entwickelt. Entscheidend für die Patenschaft ist euer Kontakt und die daraus entstehende emotionale Bindung. Sie ist die Grundlage fürs Lernen und ermöglicht letztendlich die Integration in die Gesellschaft.

Diese Passage aus dem *Handbuch für Pat*innen* verdeutlicht einmal mehr die zentrale Bedeutung des Beziehungsaufbaus für die angestrebten Formen der Wissensvermittlung in der Patenschaft. Die aus der Zuwendung der Pat:in entstehende Verbindung fördert demnach nicht nur die Persönlichkeitsentwicklung und die kognitiven Fähigkeiten des Kindes, sondern soll schlussendlich seine Integration in die Gesellschaft ebnen. Indem sie zu einer individuellen Förderung der Kinder, der »Entwicklung von Neugierde, Selbstwirksamkeit und letztlich mehr Chancengleichheit« beitragen, so fährt das Handbuch fort, nehmen Pat:innen die Rolle wichtiger komplementärer Bezugspersonen ein und entlasten dabei die Eltern:

Kinder brauchen Bezugspersonen für ihre Entwicklung. Das sind vor allem natürlich die Eltern. Aber auch außerhalb der Familie spielen Bezugspersonen eine wichtige Rolle. Eltern werden oft überfordert, da sie die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder nicht allein leisten können. Und deshalb können Pat:innen für Kinder sehr wichtig sein.

Zweifelsohne können alle Kinder unabhängig ihrer Lebensumstände von Bezugspersonen außerhalb der eigenen Kernfamilie profitieren, die ihnen zusätzliche/alternative Perspektiven vermitteln. Entsprechend formulierte auch eine Koordinatorin eines Berliner Patenschaftsprojektes zu einem Netzwerktreffen der AG Qualität, dass ein Bewusstsein wünschenswert wäre, dass eine Patenschaft *für jedes Kind* gut sei – gerade angesichts von Ehrenamtlichen, die speziell jenen als besonders benachteiligt wahrgenommenen Kindern mit Fluchterfahrung helfen wollen.

In Patenschaftsformaten für die Zielgruppe geflüchteter Kinder und Jugendlicher spielen jedoch zunächst traumatisierende Erfahrungen eine bedeutsame Rolle. In einem Workshop zu Interkulturellem Training bei WG sensibilisierte die Moderatorin uns

Perspektiven auf Diversifizierungsprozesse in institutionellen Zusammenhängen (von konkreten Organisationen hin zu Bildung, Familie, Religion oder Kunst) und fokussieren dabei insbesondere deren affektive Grundierung (Warstat/Dilger 2021a, S. 12). Aus meiner Sicht eignet sich der Begriff der *Kulturen der Reibung* gerade hinsichtlich des damit hervorgehobenen Konfliktpotenzials sowie seines Schwerpunktes auf affektiven Dynamiken ebenfalls, zivilgesellschaftliche Begegnungsformate wie Patenschaften zu beschreiben.

Pat:innen hinsichtlich des spezifischen Bedarfs junger Geflüchteter: Wir könnten für unsere Patenkinder eine stabile und verlässliche Bezugsperson sein und ihnen damit eine korrigierende Beziehungserfahrung ermöglichen. Sie warnte jedoch zugleich, dabei ein elterliches Defizit zu implizieren, sondern verwies vielmehr auf die davon unabhängigen, möglicherweise multiplen Verlusterfahrungen bedeutsamer Anderer, welche die Patenkinder während ihres Aufwachsens erleben mussten. Eine Patenschaft könne diese Verlusterfahrungen idealerweise ausgleichen. Pat:innen fungierten weiterhin als Erklärer oder Vermittlerinnen des hiesigen kulturell spezifischen Wissens an die Patenkinder und deren Familien, welches mit dem Ankommen in Deutschland für diese relevant wird. Diesen Aspekt werde ich in den folgenden Abschnitten näher ausleuchten. Dabei beziehe ich mich jedoch weniger auf die expliziteren Modi der Wissensvermittlung wie etwa die Unterstützung beim Spracherwerb, schulische Hilfe oder die Orientierung im städtischen Umfeld. Diese Bereiche waren in den Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG stets Bestandteil des Rollen- und Aufgabenspektrums von Pat:innen und wurden in der Einführungsveranstaltung sowie in Workshops entsprechend aufgegriffen. Nachfolgend fokussiere ich hingegen vor allem jene impliziteren Formen der Wissensvermittlung, welche Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit sowie den Wert einer Zweierbeziehung, die eine individuelle Förderung der Kinder erlaubt, adressierten.

4.3.1 Selbstwirksamkeit

Der kulturspezifische Wert der Augenhöhe wurde vom Verein vielfach mit Vorstellungen zur Entwicklung von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit der Kinder verknüpft. Sie gelten als Eigenschaften einer starken und resilienten Persönlichkeit und sind damit signifikante Bestandteile des Ideals der psychologischen Autonomie. Zur Erinnerung:

Psychologische Autonomie bedeutet sich seiner eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bewusst zu sein, diese frei zu kommunizieren und über ihre Realisierung zumindest mit zu entscheiden. So entsteht ein Gefühl individueller Selbstwirksamkeit, das als Grundlage einer gesunden Persönlichkeit verstanden wird. (Keller 2015, S. 6f.)

Patenschaften bei WG strebten die Vermittlung und Stärkung dieser soziokulturell geprägten und idealisierten Eigenschaften an. Augenhöhe wurde dabei vielfach als Prozess gerahmt, der einerseits an die Beziehungsentwicklung der Patenschaft selbst und andererseits an die Herausbildung von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit gekoppelt war. Das beschriebene Spannungspotenzial, das sich aus dem Anspruch ergibt, vor dem Hintergrund eines komplexen Asymmetriegefüges eine partnerschaftliche Beziehung auf Augenhöhe zu entwickeln, ließe sich dann gerade auch darauf zurückführen, dass das hierfür notwendige Selbstbewusstsein und die Selbstwirksamkeit bei den Patenkindern möglicherweise (noch) nicht ausgeprägt sind. Im *Handbuch für Pat*innen* werden konkrete Hinweise gegeben, wie beides gestärkt werden kann: So solle das Kind Dinge selbst machen und in seinem Ausprobieren lediglich unterstützt oder angeleitet werden. *Hilfe zur Selbsthilfe* lautet das Prinzip:

Fördere und fordere das Kind. Meistens können die Kinder mehr als man denkt. Du schaffst den Rahmen für eine gesunde Entwicklung der Selbstständigkeit. Achte auf Strukturen und Regeln und sei auch konsequent. Manchmal brauchst du dafür Geduld und Fingerspitzengefühl, aber mit der Zeit wirst du sehen, wie selbständig dein Patenkind sich entwickelt. [...] Selbstwirksamkeit erlernt das Kind vor allem durch Erfolgserlebnisse und Ermutigung. Du fragst danach, was dein Patenkind selbst möchte und ermutigst es, wenn es sich nicht traut. Du sparst nicht mit Lob und wendest den Blick auf das Positive einer Sache. Gerade schüchterne Kinder brauchen die Unterstützung von Erwachsenen, um ihre Selbstwirksamkeit zu entwickeln. Wenn das Kind keine eigenen Ideen und Wünsche äußert, kann das vielleicht auch an den erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmustern liegen. Wenn ein Kind keine eigenen Wünsche und Ideen äußert, sollte man nicht für das Kind eine Entscheidung treffen, sondern zwei Möglichkeiten zur Wahl stellen. Das Kind kann dann zumindest auswählen.

Die hier angeführte Passage benennt Idealvorstellungen kindlicher Entwicklung entlang Selbstständigkeit, Selbstwirksamkeit, individuellen Bedürfnissen und Entscheidungsfreiheit.³⁰ Sie mutet beinahe wie der Ausschnitt eines Erziehungsratgebers an.³¹ Ehrenamtlichen Pat:innen werden damit beachtliche Möglichkeiten zugeschrieben, auf die Entwicklung des Patenkindes Einfluss zu nehmen.³² Wenn das Kind nicht in der Lage ist, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren – was, wie ich bereits aufgezeigt habe, Pat:innen wiederholt irritierte –, so wird dies hier vor allem auf die »erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmuster« zurückgeführt. Pat:innen könnten in diesem Fall bei den Patenkindern einen Entwicklungsprozess anstoßen, der diese Prägung aufzuweichen vermag, hin zu einer »gesunden Entwicklung von Selbstständigkeit«, wie es die

30 Die Anweisungen ähneln dabei den Orientierungsplänen für Kindertagesstätten, die ein »Recht auf Bestätigung, Lob und Anerkennung; die Wahrnehmung [kindlicher] Bedürfnisse und Wünsche; [die] Wahrung [kindlicher] Grenzen« (Keller 2015, S. 17) hervorheben. Daran verdeutlicht sich die institutionelle Verankerung und Verbreitung dieser kulturell spezifischen Wissensbestände um richtige Kindesentwicklung und -erziehung.

31 Der Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann unterstreicht hingegen eine Abgrenzung der Mentoringtätigkeit von Erziehung, die er für zentral hält: »Mentoring ist keine Erziehung. Erziehung ist intensiver, strukturierter, sie geht dichter an den Adressaten heran und beeinflusst auch mehr. Demgegenüber ist Mentoring weniger direktiv und lebt ähnlich dem Coaching davon, dass Impulse gegeben werden, die den Adressaten stärken und seine Selbststeuerung anregen. Sehr interessant dabei: Manchmal ist es ja nur eine kleine Bemerkung oder eine winzige Korrekturanregung, die Wunder wirken kann.« (Hurrelmann 2019, S. 6)

32 Neben der Unterscheidung zwischen Erziehung und Mentoring, wobei Hurrelmann Letzteres (vgl. vorherige Fußnote) eher dem Coaching zuschreibt, erweist sich eine Unterscheidung zwischen Erziehung und Sozialisation, wie sie die Psychologische Anthropologin Birgitt Röttger-Rössler formuliert, als hilfreich. Erziehung bildet demnach nur eine Facette der Sozialisation ab, durch die Individuen die soziokulturell spezifischen Verhaltensnormen und Wissensbestände ihrer Gruppe vermittelt werden. »Der Begriff der Sozialisation« ist folglich wesentlich weitreichender als der Begriff der Erziehung: er umfasst auch implizite Formen des sozialen Lernens, das zudem als lebenslanger Prozess verstanden wird.« (Röttger-Rössler 2019b, S. 312) Entlang dieser Definition können Patenschaften als ein Sozialisationsmodus verstanden werden, der insbesondere für geflüchtete oder migrierte Kinder und Jugendliche in der neuen Umgebung bedeutsam werden kann.

obige Passage aus dem Handbuch formuliert. In dieser Zielsetzung lassen sich normative Zuschreibungen ausmachen, die das sozialisatorische Umfeld der Patenkinder sowie dessen Maßstäbe und Praktiken hinterfragen und den Anspruch formulieren, sie von diesem mit »Geduld und Fingerspitzengefühl« zu emanzipieren.

Koordinierende fassten Selbstwirksamkeit und Selbstbewusstsein vielfach nicht als soziokulturell spezifische, sondern als universell erstrebenswerte und damit förderungswürdige Eigenschaften von Individuen auf. Der Koordinator eines anderen Projektträgers formulierte diesbezüglich in einem Interview mit mir, dass Selbstwirksamkeit nichts mit [kulturellen] Werten zu tun habe. Sie könne für das Patenkind auch im eigenen Kontext hilfreich sein, um für sich auch dort mehr Handlungsräume nutzbar zu machen. Mir selbst war das Konzept der Selbstwirksamkeit vor meiner Forschung und vor meiner eigenen Patenschaft nicht geläufig. Damit war ich nicht die einzige. Viele Pat:innen erfragten in den Einführungsveranstaltungen zu Patenschaften, in denen das Konzept der Selbstwirksamkeit einen festen inhaltlichen Bestandteil bildete, zunächst dessen Bedeutung. In den Feldern der Sozialen Arbeit, der Sozialpädagogik und Psychologie stellt Selbstwirksamkeit hingegen einen etablierten Begriff dar. In einem Interview mit einem Paten, der Psychologie studierte, schilderte mir dieser, wie er versuche, seinen Patenjungen zum Ausprobieren zu motivieren und ihn darin bestärke, an sich zu glauben und bei Rückschlägen nicht aufzugeben. Ich erkundigte mich, ob es sich hierbei seiner Meinung nach um die Förderung von Selbstwirksamkeit handle. Er bejahte. Auf meine Rückfrage, ob dies ein Konzept sei, das in der Erziehungs-/Entwicklungspsychologie prominent sei, erwidert er folgende ausschussreiche Passage:

Ich erinnere mich an ein Zitat von einer Professorin von mir, [...] sie meinte: »Egal welche Frage oder so... *self-efficacy* [...] ist die Lösung zu allem. Also wenn ihr irgendwann mal nicht wisst, irgendwie wenn ihr in der Klausur oder so etwas schreibt, schreibt einfach was dazu – und das geht immer.« So nach dem Motto. Na, das hat die nicht nur einfach so gesagt, weil das geht, sondern auch einfach, weil es, glaube ich, ein Konzept ist, was halt super wichtig ist und was man in allen Lebensabschnitten, in jedem Alter, in jeder Situation irgendwie anwenden kann. Also es geht ja darum den Menschen... nicht beizubringen, aber so verständlich zu machen, dass sie selbst fähig dazu sind, etwas zu machen. Dass sie etwas können und an sich selbst glauben und sich selbst Dinge beizubringen. Und das auch probieren und nicht aufgeben. Und sich selbst so ein bisschen verwirklichen. (Interview 04.09.2029)

In dem von Dieter Frey herausgegebenen Überblickswerk *Psychologie der Werte. Von Achtsamkeit bis Zivilcourage – Basiswissen aus Psychologie und Philosophie* (2016) formuliert der Psychologe in seinem Vorwort folgendermaßen:

Unter Werten versteht man die Grundsätze, nach denen eine Gesellschaft oder eine Gruppe von Menschen ihr Zusammenleben richtet oder richten will. Der Begriff drückt hier auch aus, dass die entsprechenden Vorstellungen und Ideen vom Zusammenleben als richtig und daher wertvoll angesehen werden. Werte leiten das Verhalten von Menschen. Sie liefern ein Koordinatensystem, einen Kompass, an dem sich ein Mensch orientieren kann, und bilden die Basis von Entscheidungen. (Ebd., S. 7)

Indem hier die Gesellschaft oder Gruppe als Orientierungsrahmen benannt wird, verweisen diese einleitenden Worte auf eine soziokulturelle Spezifik der in dem Werk erarbeiteten Werte. Neben Konzepten wie Achtsamkeit, Autonomie, Dankbarkeit, Empathie, Resilienz, Respekt, Selbstreflexion, Selbstwert und Selbstvertrauen wird auch der Selbstwirksamkeit ein eigenes Kapitel gewidmet. Hierin wird Selbstwirksamkeit

als die subjektive Gewissheit einer Person definiert, neue oder schwierige Anforderungssituationen aufgrund eigener Kompetenzen bewältigen zu können, also eine andauernde Überzeugung, zukünftige Herausforderungen aus eigener Kraft heraus meistern zu können. Zudem beeinflusst die Ausprägung der Selbstwirksamkeit einer Person die Handlungsinitiierung positiv, also die Wahl von Handlungsalternativen, sowie die Anstrengung und Aufrechterhaltung der Handlung gegenüber Widerständen. (Barysch 2016, S. 209)

Dass der Begriff auch Einzug in die Konzepte und Praktiken von Patenschaftsprojekten hielt, führe ich auf den sozialpädagogischen Hintergrund vieler Koordinator:innen zurück. Selbstwirksamkeit zählte damit zu den Wissensbeständen, die sich auch viele Pat:innen im Laufe ihrer Semi-Professionalisierung für das freiwillige Engagement aneigneten und an denen sie sich bei der Gestaltung ihrer Patenschaftsbeziehungen orientierten (oder orientieren sollten). Auch ich versuchte dieser Aufforderung nachzukommen: In vielen meiner Aufzeichnungen zu den Treffen mit meiner Patenjugendlichen trat das Motiv der Vermittlung von Selbstwirksamkeit als handlungsleitende Orientierung in Erscheinung. Ich versuchte meine Äußerungen und mein Verhalten gegenüber meiner Patenjugendlichen hieran auszurichten.

Das Konzept der Selbstwirksamkeit und deren Vermittlung ist eng gekoppelt an die Konzepte *agency* (Handlungsmacht) und *empowerment* (Ermächtigung). Der Sozialwissenschaftler Eberhard Raithelhuber beschäftigt sich in seinem Beitrag *Handlungsfähigkeit gemeinsam herstellen* (2023a) mit deren Bedeutung und Potenzialen für Mentoring.³³ Der Autor stellt fest, dass *agency* im Gros der psychologisch ausgerichteten Mentoringforschung als individuelle und förderungswürdige Eigenschaft betrachtet wird (ebd., S. 76). Das lässt sich auf das Konzept der Selbstwirksamkeit übertragen, wie die angeführte Passage aus dem *Handbuch für Pat*innen* schließen lässt. Auf ein solches Verständnis von individueller Handlungsmacht lassen sich auch jene Appelle zurückführen, die eine gesteigerte Verantwortungsübernahme der Einzelnen für ihr Handeln, ihren Erfolg, ihre Integration etc. fordern, die strukturelle Hürden in den Hintergrund treten lassen und die Einzelne sowie die Zivilgesellschaft in die Pflicht nehmen (s. 3.2.2). Der Autor selbst folgt demgegenüber einem relationalen Verständnis von Handlungsmacht und Ermächtigung und schlägt folgenden erkenntnis- und praxisleitenden Ausgangspunkt vor, der die Aufmerksamkeit auf Prozesse von »Zuschreibungen, Bewertungen und sozialen Positionierungen« (ebd., S. 78) richtet:

Wir betrachten nüchtern und unvoreingenommen, *wer* in Praktiken überhaupt als Akteur:in auftaucht und *wie* das möglich gemacht wird. Von da aus können wir fragen:

33 Er bezieht sich in seinen Ausführungen jedoch nicht direkt auf das Konzept der Selbstwirksamkeit.

Wie kann es überhaupt »sein«, dass etwas oder jemand als handlungsmächtig erkannt wird? Wie wird also jemand oder etwas zum »agent«? Was bzw. wer trägt alles mit dazu bei, dass Agency in einem komplexen Milieu »auftauchen« kann? (Ebd., S. 77; Herv. i.O.)

Mentoringprogramme müssten sich entsprechend fragen, welche sozialen Ordnungen ihre Aktivitäten (re-)produzieren (ebd., S. 78). Dies erscheint mir gerade hinsichtlich der weit verbreiteten Vorstellung einer unterkomplexen Binarität von gebenden Freiwilligen und bedürftigen Empfangenden in Hilfebeziehungen (mit migrantisierten und geflüchteten Akteuren) dringend erforderlich. Hierauf verweisen gerade solche Momente, in denen Akteure nicht den ihnen zugeschriebenen Rollen der dankbar Empfangenden, die ein Gespür dafür haben (müssen), nicht zu viel einzufordern, gerecht werden und damit Dissonanzen in den Hilfebeziehungen hervorrufen können. Raitelhuber spricht sich dafür aus, gemeinsame Austausch- und Erfahrungsräume mit Mentees, Mentor:innen, Koordinierenden und Wissenschaftler:innen zu schaffen, in denen relationale Strukturen von *agency* analysiert und möglicherweise verändert werden können (ebd., S. 80). Die Bedeutung kollektiver Handlungsmacht verweist dabei auf den Stellenwert, den Netzwerke in Patenschaftsformaten einnehmen müssen, welcher das Primat einer dyadischen Patenschaftsbeziehung in Frage stellt (ebd., S. 80f.). Ein solch relationales Verständnis von Handlungsmacht und Handlungsbefähigung schärft auch die Perspektive für die Rolle der Vermittlung von Selbstwirksamkeit in Patenschaftsbeziehungen.

Auffällig an dem oben angeführten Ausschnitt aus dem Handbuch ist zudem die Aufforderung an Pat:innen, *das Kind zu fördern und zu fordern*. Dies ist der gleiche Wortlaut, mit dem das Prinzip von Integrationspolitiken in Deutschland gerahmt wird und welches migrantisierten Akteuren eine Bringschuld zuschreibt: die Bereitschaft und Fähigkeit zur kulturellen Integration gilt vielfach als Voraussetzung für deren Förderung und die Bereitstellung von Rechten und Möglichkeiten der Teilhabe (s. 3.1.2). Hinter der Aufforderung an Pat:innen, das Patenkind zu fördern und zu fordern verbirgt sich jedoch trotz gleicher Wortwahl ein anderer Sinngehalt: Vermittels einer Form der emotionalen Fürsorgearbeit unterstützen geduldige und sensible Freiwillige – überwiegend Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft – die Entwicklung von mehr Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit bei ihren Patenkindern. Mit anderen Worten: Ressourcenreiche Pat:innen helfen ihren Patenkindern damit auf der Basis einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung bei der Eingliederung in das hiesige individualistisch geprägte Werte- und Verhaltensregister und unterstützen sie dabei, zu »guten und kompetenten Menschen« (Keller 2015, S. 5) zu werden. Patenschaften sollen damit einen soziokulturellen Brückenschlag vollziehen; oder wie der Soziologe und Patenschaftskoordinator Bernd Schüler hinsichtlich kulturalistischer Einflüsse auf die Zielsetzungen von Mentoringformaten festhält: »Eine eher individualistische Orientierung etwa könnte in Mentoring ein Mittel sehen, das hilft, persönliche Kompetenzen und Autonomie zu vergrößern – zum Wohle des Einzelnen.« (Schüler 2020, S. 95)

Die Unterscheidung in kollektivistische und individualistische Gesellschaften soll die Pat:innen zugleich dafür sensibilisieren, dass es »nicht eine richtige Art [gibt], mit Kindern umzugehen, sondern viele«, wie im *Handbuch für Pat*innen* festgehalten wird:

Das Zusammenleben in einer Familie ist eine tiefmenschliche und zugleich kulturspezifisch geprägte Erfahrung. Viele Menschen sind sich dieser Prägung aber nicht bewusst und denken, ihre Vorstellungen von Kindererziehung und Familienleben seien die Richtigen.

Hieran anschließend wird die »Erziehung zur Selbstständigkeit« tabellarisch einer »Erziehung zur Verantwortung für die Gruppe« gegenübergestellt. »Kinder lernen durch Erklärung« steht neben »Kinder lernen durch Nachahmung«. Die Vermittlung von relativistischen Ansätzen an die Freiwilligen, die das Handeln einzelner Akteure entlang kulturspezifischer Logiken, Prinzipien und Wertsysteme kontextualisieren, stellte einen bedeutsamen Anspruch des Vereins dar: Es sollte vermieden werden, dass die Ehrenamtlichen die in Patenfamilien vorherrschenden Erziehungspraktiken moralisieren, abwerten oder verurteilen. Ein derartiges Risiko war durchaus gegeben: Die in Fragen der Kindeserziehung relevanten gesellschaftlich und kulturell geteilten und verankerten Werte und Normen sind oftmals schwer verhandelbar und divergierende Erziehungspraktiken können heftige Abwehrmechanismen hervorrufen.

Trotz dieser relativistischen Positionierung und der Aufforderung an Pat:innen, »[e]ine vorurteilsfreie Neugierde [zu praktizieren], sich auf unterschiedlichstes Verhalten der Kinder und Familien einzulassen«, die ebenfalls im Handbuch formuliert wird, war die Vermittlung individualistischer Werte der Augenhöhe, Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit an die Patenkinder bei WG zentral: Kinder, die durch Erziehungspraktiken und Werte geprägt waren, die Autorität, Respekt und Verantwortung gegenüber der Gruppe umfassen, sollten in ihren Patenschaften idealerweise an alternative Wertekanons, Beziehungsmuster und Verhaltensweisen herangeführt werden. Es erfolgte eine Zuschreibung an die Patenkinder, die ein ausreichendes, ihrer Entwicklung förderliches Maß an Selbstwirksamkeit in Zweifel zog. Dies mochte mitunter zutreffen, nicht zuletzt, weil besonders Kindern mit Migrations- oder Fluchterfahrung in Deutschland durch strukturelle Benachteiligungen und Ausgrenzungen auf der Basis von Rassifizierungsprozessen in der Gesellschaft Erfahrungen von Selbstwirksamkeit erschwert und mitunter verunmöglicht werden. Besonders eindrücklich wird dies anhand der oftmals fehlenden Wertschätzung von Mehrsprachigkeit, insbesondere bei arabisch- oder türkischsprachigen Familien. In der Bedarfsbeschreibung für Patenschaften eine ausreichende Förderung von Selbstwirksamkeits- und Selbstbewusstseinserfahrungen in der Kindeserziehung per se in Frage zu stellen und dies mit den soziokulturellen Herkunftsmilieus der Familien zu assoziieren, ist jedoch problematisch – besonders dann, wenn Selbstwirksamkeit mit *kulturunabhängiger* Handlungsmacht verknüpft wird. Angesichts soziokulturell divergierender Erziehungspraktiken ist vielmehr anzunehmen, dass Kindern beispielsweise mittels der Übertragung verschiedener Aufgaben und Verantwortlichkeiten ein spezifischer Habitus der Selbstwirksamkeit vermittelt wird.

Selbstwirksamkeit war jedoch nicht nur für die Prozesse der Wissensvermittlung an die Patenkinder relevant. Pat:innen zeigten sich vereinzelt skeptisch gegenüber dem Mehrwert der Patenschaft und äußerten Zweifel, ob das Patenkind denn auch Lust auf die Beziehung und die gemeinsamen Aktivitäten habe und was diese dem Kind eigentlich brächten. Mit dieser Sorge rückt zunächst das Bedürfnis von Pat:innen nach einer

emotionalen Reziprozität in der Patenschaftsbeziehung in den Blick. Zugleich erkenne ich hierin ein Bedürfnis und den Anspruch, durch das eigene Engagement ebenfalls Selbstwirksamkeit zu erfahren: Ehrenamtliche möchten erleben, dass ihr Engagement für das Kind einen sichtbaren Effekt hat. Der Wunsch einiger Ehrenamtlicher, sich vorzugsweise dort einzubringen, wo das Ausmaß der Prekarität der Zielgruppe – hier Geflüchtete – den größtmöglichen Effekt versprach, lässt sich damit auch als eine Strategie interpretieren, die eigene Selbstwirksamkeit sicherzustellen. Auf Bedenken hinsichtlich der Motivation der Patenkinder und der Sinnhaftigkeit der Beziehung zu ihnen entgegnete Mirjam, dass man sich darüber nicht sorgen müsse. Einfach da zu sein, sei schon genug. Damit rückt die Bedeutung der dyadischen Konzeption der Patenschaftsbeziehung bei WG in den Fokus.

4.3.2 Eins-zu-Eins

In einem engen Zusammenhang mit den Werten um Augenhöhe, Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit stand das Ideal des Eins-zu-Eins-Prinzips in Patenschaften bei WG.³⁴ Dessen zentraler Stellenwert lässt sich etwa im Namen des von der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie geförderten Projektes »1zu1 für Flüchtlingskinder Wedding«³⁵ erkennen. Das Eins-zu-Eins-Prinzip war sowohl Bestandteil der Bedarfsbeschreibung der Patenkinder als auch ein Ziel der Beziehungsgestaltung. Auch hierzu gibt das *Handbuch für Pat*innen* konkrete Empfehlungen:

Viele Familien sind es nicht gewohnt, dass Einzelne aus der Familie etwas allein unternehmen. Deshalb solltest du dir zu Beginn deiner Patenschaft Zeit nehmen, die ganze Familie kennenzulernen. Die Zeit allein mit deinem Patenkind musst du dir vielleicht nach und nach »erobern«. Du kannst mit deinem Patenkind absprechen, wie ihr eure Treffen gestalten wollt und wie viel Zeit ihr für die Familie und wie viel Zeit ihr für euch allein einteilen wollt.

Auf die Zweierbeziehung sollten Pat:innen sensibel hinarbeiten, denn die langjährige Erfahrung der Koordinatorinnen bei WG zeigte, dass Pat:innen häufig als Bezugs- und Ansprechperson für die ganze Familie oder auch für die Geschwister gefasst wurden: Geschwisterkinder verstanden oftmals nicht, dass die Pat:in nur für das jeweilige Patenkind da sein soll. Auch die Eltern mussten erst lernen, dass die Patin nur für *ihr* Patenkind kommt. Damit wurde neben der freizeitlichen Patenschaftsgestaltung, einem Ideal der Augenhöhe und Partnerschaftlichkeit sowie der Vermittlung von Selbstwirksamkeit auch die dyadische Beziehungsentwicklung als *Prozess* gefasst. Dem lag die Vorstellung zugrunde, dass sich die Patenkinder und deren Familien durch die sensible und geduldige Vermittlung der Pat:innen an die den Konzepten zugrunde liegenden Werte hinsichtlich einer gesunden Kindesentwicklung annähern können und sollen.

34 Wie in Kapitel 4.1 erwähnt, gibt es auch Patenschafts- und Mentoringformate, die die Begleitung und Unterstützung von Familien oder Gruppen anvisieren. In den Projekten, die ich in Berlin kennenlernen durfte, waren jedoch überwiegend Tandemkonstellationen vorgesehen bzw. priorisiert.

35 Hierbei handelte es sich um ein Verbundprojekt, an dem noch vier weitere Berliner Projektträger des KiPa-Netzwerks beteiligt waren.

Im Interview antwortete mir eine der Koordinatorinnen von WG auf meine Frage nach den Bedürfnissen und Erwartungen der Kinder an die Patenschaft Folgendes:

Ich glaub die Kinder finden es einfach total toll, individuelle Aufmerksamkeit zu kriegen, was in Großfamilien ja manchmal untergeht, weil da werden ja alle Kinder – vom Kleinkind bis zum Teenie – oft mitgeschleppt zu Verwandtschaftsbesuchen oder Aktivitäten, wo der einzelne vielleicht entsprechend seines Alters vielleicht keine Lust hätte. Aber so diese individuelle Förderung, wie wir das so kennen, findet eben oft nicht statt, wird nicht so als nötig gesehen, oder es ist nicht die Zeit, das Geld nicht, der Rahmen nicht irgendwie dafür da. Und einfach mal jemanden so für sich zu haben, der oder die dann wirklich zuverlässig kommt, was macht, was auch irgendwie den eigenen Wünschen entspricht, wo man auch mal Wünsche äußern kann, irgendwie eigene Interessen ausleben, verschiedene Themen miteinander teilt, das ist für die [Kinder] natürlich ein total großer Schatz. Das können die schon sehr wertschätzen. Also wenn eine gute Beziehung aufgebaut wird. Es passt ja nicht immer hundertprozentig, aber wo das gelingt, ist das für die Kinder schon was ganz Besonderes. (Interview 17.05.2019)

Individuelle Aufmerksamkeit wird damit als eine entscheidende Zutat von Patenschaftsbeziehungen erkennbar, die für die Patenkinder eine bedeutsame Erfahrung darstellt: Kinder und Jugendliche sollten, so die Koordinatorin, entsprechend der Förderlogik des Formates insbesondere dann eine Patenschaft erhalten, wenn ihr Bedarf an individueller Förderung aufgrund der Lebensumstände nicht innerfamiliär abgedeckt werden kann. Die Entwicklung von Selbstwirksamkeit durch individuelle Aufmerksamkeit und Förderung sei aus ihrer Sicht »eine Eigenschaft, die zu Zufriedenheit nicht nur in unserer Gesellschaft beiträgt. Letztlich bedeutet es ja, in dieser Welt für die eigenen Wünsche und Ziele eintreten und etwas bewirken zu können« (Nachtrag der Koordinatorin 08.11.2024). Wenn die Kinder eine solche dyadisch-exklusive Form der Beziehung und der individuellen Förderung in ihrem familiären Umfeld nicht erfahren, habe das zur Folge, dass die Kinder nicht nach ihren Bedürfnissen gefragt würden und diese nicht (ausreichend) ausleben könnten. Beide Koordinatorinnen unterstrichen in diesem Zusammenhang, dass auch die Eltern die individuelle Aufmerksamkeit in Patenschaften als Mehrwert anerkannten, sonst würden sie nicht den Verein mit ihrem Kind für ein Matching aufsuchen. Das trifft aus meiner Sicht insbesondere auf jene Eltern zu, die bereits Patenschaftserfahrungen machen konnten und dadurch mit dem Format und dessen Zielen vertraut(er) sind.

Der obigen Aussage liegt eine Unterscheidung in ein »Wir« und ein »Sie« zugrunde. »Wir« kennen den Wert und die Notwendigkeit der individuellen Förderung. »Sie« hingegen »schleppen« Kinder ungeachtet individueller Wünsche und altersspezifischer Bedürfnisse in der Großfamilie mit. Die Zweisamkeit wird für die Patenkinder, die diese – so die Annahme – meist bislang nicht kannten, zu einem »großen Schatz«. Auch hier werden normative Zuschreibungen hinsichtlich divergierender Erziehungspraktiken erkennbar. Etwaige Vorteile, die Kinder durch ihre Sozialisation in größeren Familien erleben, treten in diesem Zusammenhang in den Hintergrund, wobei beide Koordinatorin-

nen mehrfach betonten, dass keinesfalls der Gemeinschaftssinn einer kollektivistischen Gesellschaft per se in Frage gestellt werden soll.³⁶

Das Eins-zu-Eins-Prinzip, in dem einem Kind die ungeteilte Aufmerksamkeit einer erwachsenen Person zukommt, ist ebenfalls Ausdruck einer soziokulturell spezifischen Erziehungspraxis. In individualistisch geprägten Gesellschaften haben dyadische Beziehungskonstellationen generell eine große Bedeutung, nicht nur die Beziehung zu primären Bezugspersonen, wie etwa die Bindungstheorie hervorhebt. Begriffe wie *quality time* verdeutlichen, dass auch in Freundschaften und romantischen Beziehungen der Zeitsamkeit ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird. In Erziehungsfragen verkörpert die ungeteilte Zuwendung einer erwachsenen Person für die Kindesentwicklung dabei *an sich* einen zentralen Wert, da hiermit die Möglichkeit assoziiert wird, den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten des Kindes genügend Raum zu geben. Zu einer anderen Gelegenheit hob die Koordinatorin ebenfalls die Vorteile einer Eins-zu-Eins-Konstellation in der Patenschaft hervor: Unternehmungen zu zweit würden dem betreffenden Patenmädchen Freiraum geben, einmal durchzuatmen, so die Koordinatorin. Das sei wichtig für ihre Selbstständigkeit. Anstoß hierzu gab die Schilderung der beteiligten Patin, dass sie es nicht schaffe, Zeit mit ihrer Patenjugendlichen allein zu verbringen, da stets deren Eltern und Geschwister anwesend waren.³⁷

Trotz des großen Stellenwerts des Eins-zu-eins-Prinzips wurde dessen Bedeutung in Patenschaften vielfach relativiert, sowohl von Vereinsseite, der sich der Vorteile und auch der Notwendigkeit bewusst war, zunächst die ganze Familie kennenzulernen und besonders zu Beginn der Beziehung einzubeziehen, als auch von Pat:innenseite. Letztere äußerten verschiedentlich, dass sie das Eins-zu-Eins-Prinzip mitunter unnatürlich und anstrengend empfanden und es ihrerseits genossen, in das familiäre Gefüge integriert zu werden. Weiterhin konnte ich beobachten, dass Pat:innen in Konstellationen, in denen mehrere Pat:innen in der Familie engagiert waren, den Kontakt zu diesen suchten, um besonders herausfordernde Situationen und Unsicherheiten zu besprechen oder auch Treffen zu viert zu vereinbaren, die von Pat:innen vielfach als weniger anstrengend empfunden wurden. Die Ehrenamtlichen konnten sich dann die Verantwortung untereinander teilen und gemeinsam beratschlagen, welches Verhalten angemessen war. Geprägt von den durch den Verein vermittelten Wissensbeständen hinsichtlich der Wichtigkeit der Zweierbeziehung in Patenschaften, bemühten sich Pat:innen dennoch vielfach, diesem Anspruch gerecht zu werden.

36 Dass bei weitem nicht alle Patenkinder von WG mit vielen Geschwistern in Großfamilien aufwachsen und die Momente individueller Aufmerksamkeit und Förderung von Familie zu Familie variieren können, dessen sind sich die Koordinatorinnen selbstverständlich ebenfalls bewusst.

37 Laut der Medizinanthropologin und Sozialpädagogin Lyn Morland, die sich in ihrer Arbeit vordergründig dem Mentoring für Menschen mit Fluchterfahrung widmet, übersieht das Eins-zu-Eins-Prinzip die »Lebensrealitäten von Menschen, die vielen Belastungen ausgesetzt sind und erst einmal eine neue Kultur und Sprache lernen müssen« (Morland 2016, S. 1). Gerade bei der Zielgruppe von Menschen mit Fluchterfahrung sollten ihr zufolge deren Wünsche und Bedürfnisse Grundlage für die Konzeption von Patenschaftsformaten sein. Sie sollten als Expert:innen ihrer Lebenswelten verstanden werden. Möglicherweise seien hier Formate wie Familien-Mentoring sinnvoller als die dyadische Patenschaftsbeziehung (ebd., S. 4). Damit rückt erneut die Frage in den Vordergrund, wer die Vorzeichen der Begegnung bestimmt.

4.3.3 »Pat:innen gesucht – erleuchtet und reflektiert«

In Patenschaften sollen alle Beteiligten vom gegenseitigen Kennenlernen über kulturelle, religiöse, sozioökonomische sowie Altersgrenzen hinweg profitieren. Pat:innen leisten zudem in den Beziehungen zu den Kindern sprachliche und schulische Unterstützung und sollen Lernkompetenzen und Ortskenntnisse sowie alternative Freizeitmöglichkeiten vermitteln. In der Rolle einer zusätzlichen Bezugsperson mit Erziehungsfunktion sollen Pat:innen den Patenkindern idealerweise zudem soziokulturell spezifische Verhaltensrepertoires, Beziehungskonstellationen und Wertvorstellungen näher bringen, die den Kindern einen Brückenschlag in die hiesige Mehrheitsgesellschaft ermöglichen. Damit sollen Chancengleichheit, Teilhabe und Integration erleichtert werden. Das Potenzial der Erweiterung kultureller Repertoires wird auch aus entwicklungspsychologischer Perspektive hervorgehoben: »Kombinationen unterschiedlicher kultureller Orientierungen sind möglich und bilden die Basis für die Partizipation von Kindern unterschiedlicher Familienkulturen am Bildungssystem.« (Keller 2015, S. 39) WG versuchte in diesem Zuge, die Pat:innen für eine kulturellrelativistische Perspektive zu sensibilisieren, die es ihnen erlauben würde, angesichts der Diversität von Erziehungsstilen und -praktiken Neugier und Offenheit zu kultivieren. Damit sollte eine Abwertung des Gegenübers vermieden werden. Nichtsdestotrotz konnte ich vielfach Vorstellungen und Zuschreibungen von defizitären Voraussetzungen im Elternhaus der Patenkinder beobachten, die auf kulturelle und sozioökonomische Bedingungen sowie große Familienstrukturen und Sprachhindernisse zurückgeführt wurden. Diese Defizite wirken sich, so die zugrundeliegende Annahme, negativ auf die (Möglichkeiten zur) Förderung von individuellen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Talenten, von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit sowie auf schulische und sprachliche Unterstützung aus. Vielfach wurde in diesem Zusammenhang auch das Fehlen einer adäquaten Freizeitgestaltung für die Kinder thematisiert sowie ungesunde Ernährungsweisen und eine fehlende Tagesstruktur hervorgehoben.

Die Psychologin Bernadette Sánchez kommentiert in einem Interview im Fachbrief *Telemachos* über Patenschaften und Mentoring: »US-Mentoring-Programme zielen meist auf Anpassung: Junge Menschen sollen besser in der Schule mitkommen, sich gesünder und vernünftiger verhalten etc.« (Sánchez 2021, S. 9) Sánchez resümiert diesbezüglich:

Ich denke, dass das Feld des Mentoring ein Erbe des Rassismus hat. Denn Mentoring wurzelt in historischen Vorstellungen, die folgendes Muster aufweisen: Ein wohlwollender Weißer erwachsener Freiwilliger hilft, ein armes Kind of Color [...] vor den Problemen und Defiziten zu »schützen«, die mit seiner Community verbunden sind. Dieser Freiwillige hilft dabei, das Kind aus seiner Gemeinde zu »retten« um ihm ein besseres Leben und bessere Möglichkeiten zu bieten. (Ebd., S. 6)

An die Arbeiten von Sánchez angelehnt, plädiert die Pädagogin Torie Weiston-Serdan in ihrer Arbeit *Critical Mentoring: A Practical Guide* (2023) dafür, die bisherigen Mentoringformate mit der ihnen eingeschriebenen Hierarchie und ihrem Defizitdenken von Grund auf zu überdenken und neu auszurichten. Ursprünglich entstanden aus der Arbeit mit weißen Jugendlichen in Belastungslagen seien sie nicht geeignet, den Lebens-

welten rassifizierter und multipel diskriminierter und benachteiligter Jugendlicher angemessen zu begegnen. Bisherige Ansätze würden Jugendlichen lediglich vermitteln, so argumentiert Weiston-Serdan, wie sie sich an eine für sie toxische Umgebung anpassen können, nicht jedoch, wie die Betroffenen diese in ihren Grundfesten infrage stellen können. »Critical mentoring seeks to move the field into a place where it can begin to address the levels of racial, social, and economic toxicity that suffocates marginalized youth.« (Ebd., S. 20) Dabei müssen Jugendliche und junge Erwachsene dem *critical mentoring*-Ansatz folgend ins Zentrum der Programmausrichtung rücken: »Hierarchical notions of mentoring practice will no longer do; youth must become collaborators and partners.« (Ebd., S. 19)

Bernadette Sánchez und Torie Weiston-Serdan beziehen sich mit ihren Ausführungen auf Mentoring-Programme in den USA, deren Zielgruppe überwiegend Schwarze Kinder und Jugendliche sowie jene *of color* sind, deren Familien – anders als in Deutschland – nicht unbedingt über Migrationserfahrung verfügen. Die Erfahrungen von Rassismus und Benachteiligung sind für Betroffene in den USA und in Deutschland überwiegend nicht vergleichbar.³⁸ Paul-Stefan Roß verweist jedoch für den deutschen Kontext auf eine ähnliche Gefahr »paternalistischer Bevormundung und Entmündigung« (Roß 2020, S. 376) in Patenschaften:

Es entstehen interessante Bekanntschaften und vielleicht sogar Freundschaften. Andererseits können solche Modelle dazu verleiten, sich selbst als jemand zu verstehen, der bzw. die »weiß wie es geht« – und der/die den anderen zeigt, »wie man es machen muss«: Kinder erziehen, einen Arbeitsplatz finden und behalten, den Alltag in Deutschland bewältigen usw. Kurz: Pat:innen haben *Patenkinder* [– ungeachtet dessen ob es sich bei dem Gegenüber um ein Kind handelt oder nicht]. (Ebd., S. 375; Herv. i.O.; vgl. Röbbke 2023)

Ich argumentiere, dass eine Tendenz paternalistischer Bevormundung auch dem Anspruch innewohnt, soziokulturell spezifische Werte um Augenhöhe, Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeit, individuelle Bedürfnisse und dyadische Beziehungsformationen in Patenschaften zu vermitteln – insbesondere dann, wenn die »erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmuster« als hinderlich, wenn nicht gar defizitär betrachtet werden.

In den meisten Fällen entsteht eine derartige Tendenz nicht aus individuellen Überzeugungen oder einzelnen Projekten und Initiativen. Sie muss vielmehr als Ausdruck eines historisch gewachsenen, ungleichen Machtverhältnisses im Umgang mit dem »Fremden« verstanden werden, welches sich vielfach in einem Überlegenheitsgefühl äußert. Dieses Machtverhältnis ist die Basis von Migrations- und Integrationsdiskursen und -politiken und wirkt sich entsprechend auch auf Projektkonzeptionen, -finanzierungen und -umsetzungen in der zivilgesellschaftlichen Arbeit mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren aus (s. 3.2.4). Wie genau sich dieser Einfluss in der Patenschaftsbeziehung niederschlägt, ist stets von den individuellen Motivationen und den Aushandlungen in den Begegnungen der beteiligten Akteure sowie deren

38 Zu den unterschiedlichen Entwicklungen von Mentoring in Europa und den USA, siehe 4.1.

Beziehungsentwicklung abhängig. Dabei üben die Patenkinder und deren Familien ebenfalls Handlungsmacht aus. Es gilt jedoch festzustellen, dass sich Pat:innen in einem brisanten Spannungsfeld bewegen: Viele neue Ehrenamtliche reflektierten in der Formulierung ihrer Motivation über ihre gesellschaftlichen Privilegien und äußerten den Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Sie artikulierten, sich auf zwischenmenschlicher Ebene gegen Rassismus, Rechtspopulismus, Bildungsungerechtigkeit, fehlende Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Teilhabe, fehlenden Kontakt in Nachbarschaften und für eine gelingende Integration einsetzen zu wollen und unterstrichen häufig die Gegenseitigkeit in Lernprozessen. In diesem Zuge formulierten sie den Wunsch, Benachteiligten helfen zu wollen. In diesem Wunsch können jedoch eben jene Vorstellungen und Zuschreibungen von defizitären Voraussetzungen in den Patenfamilien angelegt sein, die ein tradiertes Machtgefälle und darin angelegte paternalistische Tendenzen reproduzieren. Insofern lassen sich ambivalente (gar bipolare) Tendenzen nicht nur in der postmigrantischen Gesellschaft als Ganzes ausmachen (s. 3.1.4), sondern finden sich auch im Denken und Handeln einzelner Akteure wieder. Dies lässt sich auch an den Äußerungen einer Patin im Interview nachvollziehen, die sich zum Zeitpunkt unseres Gesprächs bereits in ihrer zweiten Patenschaft befand:

Man hat ja erst mal so 'ne Vorstellung von der Patenschaft: irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie, wo du jetzt reinkommst und denen quasi – was beibringen ist übertrieben – aber irgendwo... weiß ich nicht, ihnen hier beim Ankommen hilfst. Also man hat irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen. Jetzt gar nicht so bewusst, aber irgendwo wird das ja vermittelt. Also du gehst da rein, um zu helfen. Und was auch immer. Ich glaube, das ist eigentlich gar nicht so gut, wenn man diese Vorstellung hat, aber diese Vorstellung kommt auch automatisch, wenn man nervös ist und sich Stress macht. Also dann fängt man auch an, formeller mit ihnen [der Patenfamilie] zu sprechen und versucht sich auf 'ne viel steifere Art und Weise der Familie überhaupt zu nähern. (Interview 12.05.2019)

Dieser Interviewausschnitt illustriert verschiedene Aspekte der zuvor formulierten Problematik: Zum einen reflektierte die Patin, dass ihr Anspruch, der Patenfamilie etwas vermitteln und helfen zu wollen, mit einer Hierarchisierung einherging. In deren Zuge positionierte sich die Patin über der Patenfamilie. Diese Hierarchie führte sie auf die Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit einer als homogen verstandenen Gruppe zurück – »irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie« – »Ich bringe etwas bei, die brauchen meine Hilfe – [das] ist zunächst sehr präsent in den Köpfen.« Meine Gesprächspartnerin rang in ihren Formulierungen sichtlich um Worte und legte sich nur widerwillig auf Begriffe fest, mit deren Problematik sie vertraut schien. Ihr fiel es schwer zu benennen, woher genau derlei Vorstellungen, die sie ablehnt, kommen und sie verwies nur vage darauf, dass sie *irgendwo* vermittelt würden. Aus ihren Äußerungen lässt sich nicht schließen, ob sie sich hier auf den Verein oder weitreichendere gesellschaftliche Diskurse und Debatten bezog. Sie verknüpfte daraufhin interessanterweise ein Gefühl von Unsicherheit – ihre anfängliche Nervosität in einer ungewohnten Beziehungskonstellation und hohe Selbstansprüche an die neue ehrenamtliche Tätigkeit – mit der Wirkmacht von derlei Homogenisierungen und Stereotypen. Das Resultat war ein förmliches und wenig natürliches

Miteinander. Die Eltern der Patenkinder übernahmen, so führte die Patin in unserem Gespräch weiter aus, die hierarchische Zuschreibung und Positionierung und signalisierten ihr entsprechend: »Wir sind hier von dir abhängig, wir sind auf dich angewiesen und du erklärst uns jetzt, wie das hier funktioniert.« Bedeutsam erscheint mir jedoch, dass die Patin diese Dynamiken am Beginn der Patenschaftsbeziehung situierte: »Man hat irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen.« Es wird das Potenzial erkennbar, dass im Verlauf der Beziehungsentwicklung das gegenseitige Kennenlernen vermag, Zuschreibungen und Hierarchisierungen abzuschwächen oder gar aufzulösen.

Hierin liegt meines Erachtens ein bedeutsames Potenzial von Patenschaften. Für dessen Entfaltung bedarf es allerdings einer ständigen Reflexion der Beteiligten, die u.a. die beschriebenen Machtdynamiken einbezieht. Eine solche Reflexion ist für alle Beteiligten ressourcenintensiv. Die Patenschaftskoordinatorin mit Soziologie-Hintergrund, die ich bereits in Kapitel 4.1.3 hinsichtlich der Verquickung von Mentoringforschung, Finanzierungsstrategien und Projektausrichtung zu Wort kommen ließ, merkte hinsichtlich der großen Mehrzahl der Patenschaftsprojekte in Berlin, die sie im Rahmen ihrer Netzwerkarbeit kennenlernte, an, dass die Einbeziehung des gesellschaftlichen Kontextes in den Projekten meist ein blinder Fleck bleibe. Die Konsequenzen dessen beschrieb sie wie folgt:

Und guter Wille, ohne zu reflektieren, hab' ich das Gefühl, führt oft dazu, dass man – halt – man schaut nicht unter den Teppich, ne. Man sagt, ich richte da jetzt irgendwie 'n schönen Platz auf diesem Teppich ein, aber wie der Boden unter diesem Teppich aussieht, das guck ich mir nicht an. Und ich kann das ganz schön einrichten, aber wenn die Dielen darunter morsch sind, dann werde ich nichts Tragfähiges bauen können. (Interview 07.11.2019)

Die schöne Einrichtung auf dem Teppich steht hier für die Patenschaftsbeziehungen, die jedoch nicht vermögen, ihr volles transformatives Potenzial – weder für das Individuum noch für die Gesellschaft als Ganzes – zu entfalten, wenn Pat:innen ihre eigene Position sowie ihr Verhalten in der Beziehungskonstellation nicht kritisch befragen. Hierfür sollten sie eng von den Koordinator:innen begleitet und beraten werden, die jedoch selbst, so meine Gesprächspartnerin, häufig den Raum, die Kapazitäten und den fachlichen Hintergrund entbehrten, das eigene Tun diesbezüglich zu reflektieren. Sie würden darum vielfach in einem »Inselerverständnis« verhaftet bleiben, welches dazu führe, »dass man mit viel gutem Willen und pädagogischem Know-how arbeitet, aber halt ausblendet, in welcher Welt man arbeitet – notgedrungen ausblendet.« Denn es gebe keinen Raum, sich diesem inhaltlich-konzeptionellen Defizit im Patenschaftsformat angemessen und nachhaltig zu widmen – weder auf Projekt- noch auf Netzwerkebene. Die Projekte würden darum vielfach am tatsächlichen Bedarf vorbei arbeiten, so resümierte mein Gegenüber. Vor diesem Hintergrund und nicht ohne Selbstironie formulierte die Koordinatorin den entsprechenden Bedarf an Freiwilligen folgendermaßen: »Pat:innen gesucht – erleuchtet und reflektiert.« Während die Erleuchtung auf fachlich-intellektuelle Wissensbestände zielt, bezieht sich das nötige Reflexionsvermögen auf eine emotionale Kompetenz, sich von der eigenen Erfahrung zu distanzieren. Beides ließe sich

nicht ohne weiteres in einer Abendveranstaltung oder einem Wochenendworkshop an die Freiwilligen vermitteln, wie meine Gesprächspartnerin kritisch anmerkte. Sich auf Koordinationsebene die notwendigen Freiräume für diese Arbeit zu nehmen, ließe sich in Projektanträgen für Mittelgeber indes ebenfalls nur schwerlich rechtfertigen:

Und zu sagen, wir tragen dazu bei, dass irgendwie erwachsene, eigenständige, im Regelfall gut bis sehr gut gebildete Menschen irgendwie reflektierter werden und ihre Persönlichkeit weiterentwickeln – das ist jetzt kein Projekt, was ich mit diesem Argument beim QM [Quartiersmanagement – ein möglicher Mittelgeber] einreichen muss. [...] Einen Schritt weiter gedacht ist es extrem wichtig, weil nur dann, glaub' ich, können wir tatsächlich auch sozialen Wandel erreichen.

Für die Soziologin und Patenschaftskoordinatorin mündeten diese strukturellen Herausforderungen und die inhaltlichen Defizite, die sich hieraus ergaben, vor allem in Frustration, da sie ihrem Anspruch nicht gerecht werden konnte. Diese führte dazu, dass sie eine längerfristige Tätigkeit im Feld von Patenschaften für ihre weitere Berufslaufbahn ausschloss.

Ziel dieses Kapitels war es, neben der Einführung des Forschungsstandes zu Patenschaften und Mentoring die Konzepte und Zielsetzungen, Wertvorstellungen und Bedürfnisse sowie Vorannahmen und Zuschreibungen darzustellen, welche die Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG prägten. Dabei erwiesen sich verschiedene Aspekte für die angebahnten Begegnungen als zentral: Die Herausforderungen, zentrale Begrifflichkeiten und deren Bedeutungen und Konnotationen angemessen zu übersetzen; die Notwendigkeit der Einhegung verschiedener Bedürfnisse und Erwartungen; die Vielschichtigkeit und Flexibilität von möglichen Rollenverhältnissen in den Patenschaften; die grundsätzliche Spannung zwischen einer Asymmetrie einerseits, die die Grundlage bildet für diverse Formen der Wissensvermittlung, und einem Ideal der Augenhöhe andererseits; sowie schließlich die Vermittlung soziokulturell spezifischer Werte, Normen und Verhaltensweisen.